



Verlin, den 27. Mai 1899.

Heyls Armee.

Wenn ich auf die Entwicklung meines sozialen Empfindens — richtiger und bescheidener: des Empfindens sozialer Gegensätze — zurückblicke, glaube ich, drei Epochen deutlich unterscheiden zu können. Die Gestalt eines trunkenen Bettlers liefert, als ein aus dem Assoziationscentrum unverwischbares Symbol, dem Gedächtniß die stützenden Krücken. Vor Jahren sprach mich nachts an der Potsdamer Brücke ein wüßt aussehender Geselle um ein Almosen an. Den Zerlumpten umschwebte ein Fuselduft; die Nase kupferfarbig, eiternde Pusteln und ekle Bickel im stoppeligen Gesicht, das Auge alkoholisch verblödet und stier. Ein böser Strolch, dachte ich, während er seinen Bettlerspruch stammelte; ein Skandal, daß man solches Gefindel nicht von der StraÙe entfernt. Mitleid? Wer zwang den Kerl denn, müßig von Schänke zu Schänke zu taumeln und in chronischer Trunkenheit zu verkommen? Wäre er nüchtern geblieben, hätte er sich redlich um Arbeit bemüht und ein rüstiges Mädchen gefreit, dann stünde es heute wohl anders um ihn. Mit keinem Heller darf man solches Wegelagererthum unterstützen. Für ehrliche Armuth geschieht ja genug; vagabundirende Säufer mögen zu Grunde gehen... Dann wurde ich älter, las Lassalle und Lange, schwärmte für Tolstoi, den Neozarener, und sog den Geist — Andere werden sagen: das Gift — des modernen Sozialismus mit jungem Entzücken ein. Oft dachte ich damals des hungernden Strolches und mein früherer Standpunkt schien mir unsäglich thöricht. Bourgeoisbeschränktheit; läppisches Vorurtheil des in

einem leidlichen Wohlstand Erwachsenen und Vermögenden. War dieser Trunkenbold nicht das bejammernswerthe Opfer der bürgerlichen Gesellschaft, eins von den Opfern, die sie täglich zu Hekatomben häuft? Ich sah sein Leben vor mir. Kein Elternhaus; die ersten Jahre im Dachstübchen einer Näherin, die, um ihr Kleines durchzufüttern, sich prostituiren muß; im Halbschlummer horcht der Knabe auf den Hader um den Sexuallohn, bei Tage wird er von älteren Kindern in die Geheimnisse der vorstädtischen Botensprache eingeweiht. Völlige Depravation der Phantasie, verfrühtes Bier und Dancie sind die Folgen. Dann in die Fabrik, in die fast ununterbrochene Gemeinschaft mit lockeren Mädchen aus dem selben Milieu. Er weiß, wie die Mutter es machte, lebte als Kind von den Pfennigen, die sie als Gefäß brünstiger Ejaculationen erwarb. Weshalb solls so nicht weitergehen? Er ist auf ein winziges Theilchen der Maschinenbedienung dressirt: sonst hat er nichts gelernt; kaum nothdürftig lesen und schreiben. Nach einem Strike, einer Betriebseinschränkung liegt er arbeitslos auf der Straße; woher soll er den Miethzins nehmen? Unser Gesellschaftsgebäude ist ja so herrlich eingerichtet, daß der Aermste darin dem Hausherrn einen unvergleichlich höheren Tribut zahlen muß als der Reichste: der Besitz einer Arbeiterkaserne trägt mehr ein als der einer üppigen Thiergartenvilla. Der Obdachlose zieht zu seinem Mädchen und man theilt, wie sich unter Verliebten ziemt. Nur... für Zwei reicht der larme Taglohn nicht; und der zum Faulenzen Verdammte mag seinen Morgenschnaps und das Halbduzend Dreipfennigcigarren nicht entbehren. Für die drallen Reize des Mädchens finden sich zahlungsfähigere Freier, der Bettgenos drückt gern beide Augen zu und räumt, wenn die Kunden kommen, das Lager. Und da in dieser niederen Form die Liebe rasch wechselt und die Arbeitlust mählich entschläft, ist der einst tüchtig Schaffende bald, ohne des Wandels sich recht bewusst zu sein, in die Schlamm-schicht der Zuhälter hinabgesunken. Das geht eine Weile. Dann kommt Krankheit, Gefängniß, Polizeiaufsicht, Berruf. Keine Möglichkeit mehr, Arbeit zu finden. Dirnen reizt der Struppige nicht, dessen vorher stroyende Manneskraft nun durch Alter, schlechte Ernährung und Alkohol gemindert ist. Also betteln. Aus einem Polizeikäfig in den anderen. Als Zwischenstation die „Destille“. Als Endziel das Zuchthaus. . . Und diesem Elenden konnte ich prozig mein Mitleid versagen? Ihm, dem die Gesellschaft nichts mitgab als ihrer Flüche schlimmsten, dem sie Alles weigerte, was aus dem zweizinkigen Gabelthier erst den aufrecht schreitenden Menschen zu machen vermag? Wer ist denn sicher, daß er nicht den selben Gang gegangen wäre, wenn man ihn eltern-

los, ohne Erziehung, ohne die dürftigsten Grundlagen sittlicher und geistiger Bildung nackt und bloß in die rauhen Wirbelwinde des irdischen Schlachtfeldes gestoßen hätte? Ist der Strolchschuldig, weil er schlecht riecht, sich nicht wäscht, in seinen Lumpen den Dunst der Höhlen, in denen er nächtigt, mitschleppt und im Fuselgenuß Betäubung sucht? Gebt ihm rechtzeitig Seife, salbt ihn mit Wohlgerüchen, setzt ihm ein Stück Fleisch und ein Glas Bier vor, — und er wird als ein Anderer, Menschenähnlicherer vor Eurem Blick stehen! Darf ein Christ die Schwachheit des Fleisches strenger, unerbittlicher richten, als der Galiläer es that? Darf der Moderne, der in dem Menschen das Produkt der ihn bestimmenden und gestaltenden Verhältnisse erkennt, dem Einzelnen pharisäisch aufbürden, was doch nur die Wirkung uralter Gesellschaftsünden ist? . . . Viele von den jetzt bis zur Mannesaltersgrenze Erwachsenen sind wohl durch diese Phase sozialer Romantik geschritten. Zu lange währte sie bei mir nicht; doch ihre guten, Frucht verheißenden Keime suchte ich reisend mir zu retten. Bismarck und Nietzsche waren, die hart Scheinenden, wirksame Erzieher; sie jäteten die zärtlich kränkelnden Triebe aus und pflanzten an ihre Stelle das gläubige Vertrauen in die stählerne Kraft der starken Persönlichkeit. Der verlumpete Bettler war mir nun weder ein Gegenstand hochmüthigen Abscheues noch blinder Bewunderung, kein Schurke, doch auch kein Heiliger mehr; sondern ein durch sein lichtloses Lebensschicksal, aber auch durch ererbten Besitz oder Mangel an Widerstandsfähigkeit und Willenskraft determinirter Mensch. Ihn mit zeternder Strafrede anzufallen, wäre zwecklos; denn er bessert sich doch nicht mehr, kann aus der Fäulniß nicht mehr gerettet werden. Vor ihm, als einem Sündenbock bourgeoisen Frevels, in tolstoischer Verzückung anbetend zu knien, wäre kindisch; denn Keiner kann heute noch wissen, ob in dem Morschen je das Zeug zu einem brauchbaren Gliede der Gesamtheit steckte. Ein Almosen mag man ihm immerhin reichen; denn zum Vergnügen stellt kein vom Weibe Geborener sich in Lumpen nachts an die Straßenecke und heimst für jedes Fünfspennigstück zwanzig Schimpfwörter ein. Den kärglich Gelabten aber soll man, als eine antisoziale Erscheinung, einen für die Menschheitarbeit Untauglichen, in Gewahrtsam bringen, — und mit kluger Kraft dann dafür sorgen, daß die Wurzeln solcher Erscheinungen aus dem heimischen Boden gerissen werden.

Aus den inneren Erlebnissen der Einzelnen entsteht, wenn nicht die stärkere suggestive Macht eines Großen wirkt, die Gesamtstimmung einer Klasse und einer Zeit. Die gewandelte Art des Empfindens sozialer Gegen-

säße kündigt den Wechsel der Generationen in Deutschland an. Noch ragen, bröckelnden Ruinen gleich, aus der Epoche der Roheit ein paar Vertreter in unsere Tage hinein; und Mancher wird meinen, in den orthodoxen Marxisten müsse man die Vertreter der Epoche der Thorheit, der sozialen Romantik und Mystik, sehen. Allgemach aber wird es einsam und nachtfrostig um den Freiherrn von Stumm; und an Marzens, des genialen Gewissensrüttlers, thönernem Dogma haben im Lager der einst streng Gläubigen selbst die Finger ehrfurchtloser Jugend längst die hohlen Stellen gefunden. Eine Verständigung zwischen den beiden Nationen, die d'Israeli durch einen unüberbrückbaren Abgrund getrennt sah, scheint, für eine nicht allzu kurze Zeitspanne wenigstens, heute möglich; und Marx feiert in dem selben Augenblick, der seinem Dogma das Schicksal aller Dogmen bereitet, als sozialer Prophet einen neuen Triumph. Kleinrämer mögen nachweisen, daß er im Einzelnen geirrt und dem Komplex wirtschaftlicher Fragen vom eng begrenzten Standpunkt eines Kritikers der britischen Baumwollindustrie aus die Alles entscheidende Antwort gesucht hat: die große Linie der Entwicklung hat er mit dem Scharfsinn eines in Israel wider Götzen eifernden Richters und dem kühl wägenden Genie eines Mathematikers vorausgeahnt. Eine neue Schichtung des ökonomischen Unterbaues der Gesellschaft, — und oben, im ideologischen Ueberbau, merken mächtig sogar schon die Blöden, daß erst das wirtschaftliche Sein das Bewußtsein stimmt. Keine Bußpredigt, kein Weckruf an das Ethos hätte vermocht, was im Bewußtsein der Bourgeoisie das erwachende Verständnis für das eigene Interesse vermochte. Kein Straßensieg, kein erfolgreicher Putz hätte dem Proletariat die Vortheile gesichert, die ihm, ohne daß im Bruderkampf Blut vergossen ward, das stille Walten der Evolution gewährte. Die Gelegenheit, dem deutschen Nordosten die agrikulturnellen Grundlagen zu retten, ist unwiederbringlich versäumt. Deutschland rüstet sich, ein kapitalistisch-industrielles Reich zu werden, ein England oder doch ein Belgien. Diese nicht mehr zu hemmende Entwicklung birgt schwere Gefahren; aber sie kann, bei der schnell steigenden Bevölkerungsziffer und dem Streben der von der Landarbeit Unbefriedigten nach einem Unterstand in der Industrie, die drohende Slavifizierung des Ostens aufhalten und sie hat schon jetzt zum Erwachen der sozialen Vernunft aus den Mohnsäften des Wahnes geführt. Ein Industriestaat muß sich bemühen, die intelligentesten Arbeiter zu werben; und unsere klügsten Industriekapitäne haben nachgerade erkannt, daß die intelligenten Bediener seiner Maschinen nur noch im sozialdemokratischen Lager zu finden sind. Sie

haben den gelheuerten Haufen jahraus, jahrein aufmerksam gemustert und gefunden, daß sich mit ihm ganz gut wirthschaften und auskommen läßt. Die Aktien stiegen, der Dividendenstrom schwoß: da nimmt man ein Bißchen Unbotmäßigkeit und Mangel an Ehrerbietung gern in den Kauf; mit unterwürfigen, täppischen Sklaven wäre ja doch nichts zu machen. Und so entwöhnen die Mächtigen sich von der graffen Vorstellung, ein Sozialdemokrat sei ein Subjekt, das der mannhafte Patriot anspeien, der Staat mit drakonischen Gesetzen, im Nothfall mit Pulver und Blei behandeln müsse. . . Aus den inneren Erlebnissen der Einzelnen entsteht, wenn nicht die stärkere suggestive Macht eines Großen wirkt, die Gesamtstimmung einer Klasse und einer Zeit.

Diese Stimmung hat sich unter der Oberfläche geändert. In der Presse merkt man davon nicht viel; und doch handelt es sich um ein Ereigniß, das wichtiger ist als aller Diplomatenratsch von der Friedenskonferenz, wichtiger auch als die Frage, ob Herr von Miquel Herrn von Bülow oder Herr von Bülow Herrn von Miquel aus der Fackeltanzgesellschaft drängen wird. Als im Reichstag neulich der Freiherr von Feyl gegen die „Zuchthausvorlage“ und für eine gesetzlich gültige Organisirung der Industriearbeiter gesprochen hatte, nannte der König von Saarabien den früheren Freund einen Bundesgenossen des Herrn Paul Singer. In dem grötösk klingenden Wuthschrei eines Verzweifelnden spürt der Hellhörige das Dämmern einer wehen Erkenntniß: der Freiherr von Feyl hat sich, vielleicht ohne Wissen und Wollen, auf den Boden des Klassenkampfes gestellt, diese härteste Form der sozialen Auslese als berechtigt anerkannt, — und damit ist sein Geschick im Sinn des halberger Patriarchen entschieden. Was würde aus den heiligsten Gütern der Profitpatrioten, wenn die Großindustriellen ihrem Gottesgnadenthum entsagten und der legitimen Macht der im Tagelohn arbeitenden Klasse ihre Reverenz erwiesen? Keine Regierung wäre dann stark genug, den Schleifstein in schnelle Drehung zu bringen. Die um Stumm konnten schmunzeln, so lange die Mehrheit ihrer Klassengenossen in dem stinkenden Bettler nur den strafbaren Strolch, in dem um sein Daseinsrecht in Reihe und Glied kämpfenden Arbeiter nur den schamlosen Einbrecher sah. Sie konnten auch noch lächeln, als im Mondenschein sozialer Romantik mancher Thor jeden Proletarier zum Märtyrer, jeden zerlumpten Trunkenbold zum Heiligen erhöhte. Ihre Sache ist verloren, wenn um die verständigen und mit den Interessen der besitzenden Bourgeoisie verträglichen Anschauungen des Freiherrn von Feyl sich eine Armeo schaart, die ihre Aufgabe darin sieht, gegen lähmenden Gespensterspuk zu kämpfen und die durch künstlich anezogenes Mißtrauen getrennten Kinder eines Volkes einander kennen zu lehren.

Vom Kunststafekt.

Wer einmal, in träger Siesta-Stimmung, ruhebedürftig und flüchtigen Blicks, Bücher oder Bilder durchblättert hat, kennt das verächtliche Surrogat des Kunstgenusses, jenen passiven Unterhaltungsgenuß, zu dem auch künstlerische Erzeugnisse mißbraucht werden und Stoff liefern können. Und dann ist ihm auch vielleicht die alte Frage aufgefliegen, woher es wohl kommt, daß diese zwei so wesensverschiedenen Welten des Genießens nicht nur innerhalb eines breiten Publikums immer noch einigermaßen mit einander verwechselt werden, sondern selbst in aesthetisch-theoretischen Streitigkeiten oftmals nur ungenau präzisirte Grenzen aufweisen. Es ist nämlich psychologisch interessant, sich klarzumachen, wie sehr die Ursache dieser Erscheinung doch nicht lediglich in theoretischer Konfusion liegt, vielmehr auf einer unleugbaren praktischen Analogie beruht, die das bloße Unterhaltungsvergnügen zur rein künstlerischen Hingebung bildet. Der Hauptpunkt dieser scheinbaren Wesensähnlichkeit ist zunächst im Negativen zu suchen: in dem — in beiden Fällen analogen — Fortfall von allerlei störenden Hemmungen, von allerlei Momentsorgen und Tagesinteressen, aus denen wir sowohl im tiefen Kunstgenuß als auch in der vergnügten Trägheit der Siesta-Stimmung uns hinüber retten wie auf eine stille grüne Insel inmitten der Meeresbrandung. Nur weil es so ist, darum konnte einem publizistischen Unternehmen der köstlich unfreiwillige Witz passieren, daß es eine Novellensammlung mit der Versicherung anpries: „Meisterstücke erster Autoren, höchst geeignet für ein Viertelstündchen nach Tisch.“ Im leichten Halbschlaf der Seele gleitet in solchem Viertelstündchen der Leser in der That willenlos dorthin, wohin die fremde Phantasie ihn entführen mag, und gehorcht mit seinem gelähmten Gehirn wenigstens gewissen ihrer Suggestionen um so besser. Ja, sogar eine Art von Geschmacksauswahl — individuell verschiedener Siesta-Kunstgeschmack! — macht sich mitunter deutlich geltend; der Eine wünscht vorzugsweise von solchen Bildern im Halbschlummer umgaukelt zu werden, die ihn möglichst weit aus allem Irdisch-Trüben hinweglocken, während der Andere mit Entschiedenheit eine „realistische“ Färbung vorzieht, die ihm die Illusion erleichtert, sich wirklich mitten in der fremden Phantasiewelt zu befinden. Auch über den Siesta-Geschmack läßt sich nicht streiten, eben so wenig wie über den künstlerischen, und um dieser ihnen gemeinsamen negativen Grundlage willen hören sich die Meinungsverschiedenheiten in beiden Fällen manchmal so verblüffend ähnlich an. Nur deshalb auch ist es möglich, daß noch immer eine große Menge von Leuten eine Ahnung von anderem Geschmack in Kunstdingen überhaupt nicht besitzt, — und auch nicht zugiebt, es könne dabei etwas Anderes in der Seele zum Durchbruch kommen, außer allenfalls noch die verständnißvolle Freude am „rein Technischen“, wovon der „Laie“ freilich nichts habe.

Auch hier berühren sich die Extreme, — scheinen wenigstens sich zu berühren, gerade weil zwischen ihnen in Wahrheit nicht mehr und nicht minder liegt als die Gesamtheit des ganzen menschlichen Innenlebens. Das träge Behagen am Unterhaltungstoff stammt aus der Ermüdung und dem momentanen Nachlassen der verbrauchten Kräfte, die zu ihrer Erholung ein Wenig die klaren Willensimpulse und wachen Gedanken betäuben wollen; am entgegengesetzten Ende davon aber, in der äußersten Steigerung der Lebensenergie, im Zusammenfassen aller innersten Seelenregungen, noch vor ihrer Sonderung und Zerspaltung in Denken oder Handeln oder sonst eine Spezialfunktion, findet man das Wesen alles Kunstschöpferischen und in schwächerem Anklang daran auch das Wesen des Kunstgenusses, der nichts Anderes als ein leise mitklingendes Nachschaffen, Wiedererschaffen ist. In beiden Fällen also besteht das Genießen in einer Abkehr vom Wachen, Geforderten, praktisch Regulirbaren des Kräfteverbrauches, in einer gewissen Heimkehr zu einem verträumten Gesamtzustande der Seele, nur daß im einen Fall die Mattigkeit schuld daran ist, in der alle Einzelbethätigungen erlahmen und abnehmen, im anderen Fall eine so tiefe, produktive Erregung, daß ihr das Sonderspiel der vereinzelter Kräfte nicht genughun kann, sie vielmehr alle in gewaltigem Griff einheimsen muß, um sich zu entladen. Diese Konzentration wirkt eben so besiegend auf störende Tagesorgen oder Tageszerstreuungen, durch die Nacht ihres Entzündens, wie es der seelische Halbschlummer des behaglich genießenden Philisters in seiner Weise auch zu Stande bringt: so kommt es beide Male zu Rausch und Traum, — zum künstlerischen Rausch und Traum, dem alles Einzelne sich im Jubel einer schöpferischen Gesamtstimmung löst, oder zu jenem willenlosen Phantaziren des Nüden, Geschwächten, der seine Kräfte lähmung als Fesselfreiheit genießt.

Während bloßer Unterhaltungsgenuß daher stets ausruht, stets wie das bewußte Viertelstündchen nach Tisch wirkt und somit in seinen verschiedensten Formen als Produkt einer Siesta Stimmung aufgesaft werden kann, ist aller tiefere Kunstgenuß — wenn auch nicht dem Grade, so doch dem Wesen nach — ähnlich angreifend und anspannend wie das Kunstschaffen selbst. Denn das Wesentliche am Kunstschaffen ist nicht das Angreifende der Arbeit am betreffenden Werk, sondern der Seelenzustand, aus dem heraus sie ermöglicht wird und der kraftverzehrend bleibt, auch wenn die Arbeit leicht fließt, kürzere Zeit erfordert oder einen Gegenstand behandelt, der harmlos oder idyllisch scheinen mag. Was den Künstler aufreibt, gleichviel, ob seine Kunst einen Noth oder eine kleine Blume schildert, setzt auch im wahrhaft nachempfindend Genießenden noch eine Kraftsteigerung voraus, denn der Künstler ist der einsame Mensch, von dem aus keine andere Brücke zu den übrigen Menschen führt als die Uebertragbarkeit seines schöpferischen Rauschzustandes durch die

Kunstleistung auf verwandte Seelen. Diese Brücke ist in unseren Alltagsstunden und Alltagszuständen unauffindbar, unbetretbar, — ja, sie ist auch für den Künstler selbst, als sein Weg zu sich selbst, abgebrochen in seinen eigenen matten oder trivialen Stimmungen; auch er nimmt, je nach der gerade vorherrschenden Sinnesverfassung, dem eigenen Werk gegenüber alle drei möglichen Standpunkte ein: den des Schaffenden, den des Genießenden und den des Ermüdeten, Zerstreuten, Gelähmten, der weder schaffen noch genießen, sondern nur noch Alltägliches begehren kann. Nur daß diese dritte Möglichkeit für ihn etwas ganz Anderes bedeutet als für unschöpferische Menschen, weil er sich darin von seinem wirklichen Ich abgeschnitten fühlen muß: nicht gleich ihnen von anstrengenden Zumuthungen ausruhend. Ihm allein unter allen Menschen heißt, unschöpferisch sein: beschämt und nicht mehr Mensch sein. Er identifizirt sich mit dem nothwendig intermittirenden Schaffenstrauch und spürt außerhalb dieses Rausches nur dessen schmerzliche Abwesenheit, nicht aber Freude an Dem, was ihm vom sonstigen Leben oder Können auch dann noch übrig bleibt. Daher schätzt er meistens die besten, wachsten, klarsten Geisteszustände nur gering gegenüber dem Traum, in dem er sie manchmal alle überfliegen kann; der bestgeordnete Haushalt in seinen Fähigkeiten erscheint ihm unerträglich und verkehrt, weil er sich selbst in den Zwischenzeiten von Rausch zu Rausch doch immer nur als den Schauplatz, als das Lokal empfindet, wo solche hohe Feier stattfand und wieder stattfinden soll, wo aber jetzt die erwartungsvolle öde Leere eines Festsaales herrscht, aus dem die Gäste sich entfernt haben. Und diese Unmöglichkeit, selbst mit noch so kraftvoll vereinten Verstandes- und Willenskräften auch nur das Geringste davon eigenmächtig zurückzurufen, trägt in die leere Erwartung zuletzt auch noch den Zweifel und Unglauben, ob das Entschwundene auch wirklich eben so wiederkehren und den alten Glanz siegreich mitbringen wird. Dann ist kein Alltag mehr in der Seele, sondern die Hölle. Selbstverhöhnung, Hilflosigkeit und gepeinigter Hochmuth, Lebensüberdruß, ja Verzweiflung! Alles Herrliche ist versunken und entflohen, vielleicht für immer. Der also Glende grübelt finster über Berufswechsel; er denkt nach, warum nicht noch viel mehr Menschen sich das Leben nehmen. Denn seine versunkenen Herrlichkeiten bedeuten ja nichts Anderes als das versunkene Leben; er lebt nur noch wie ein Galvanisirter und mit der gleichen Miene scheint ihm Alles um ihn herum dazustehen, — Alles, nicht etwa nur ein paar Arbeitspläne. Was wäre ihm dann im Grunde nicht widerlich und ekelhaft? Ja, diese Arbeitspläne selber, sobald er sie anrührt, sobald er sie durch vorsichtige Kombinationen zu klären versucht, zerfallen in Feien: er fühlt, daß er, mit all seinem Wissen und Verstehen, über sie doch nur so hinredet wie ein Kammerdiener über die verborgenen Intentionen seines Herrn.

Obgleich solche Stimmungen beim Unbetheiligten leicht ein Lächeln

weden können und gern als launenhafte und reizbare Schwäche des Künstlergemüthes ausgelegt werden, so giebt es doch nicht viele Schmerzen, die so echt, so wenig eingebildet wären. Der schaffende Mensch ist das selige und schmerzreiche Geschöpf, das seinen Normalzustand da sucht, wo nur ein intermittirender Ausnahme- und Höhezustand denkbar ist, und das deshalb in der Normalverfassung anderer Menschen nicht im Stande ist, seelisch ganz gesund zu funktionieren. Denn während die Anderen die empfangenen Lebensreize im Dasein selbst fortwährend und möglichst restlos in praktische oder theoretische Bethätigungen irgend welcher Art umzusetzen bestrebt sind, flauen sich im schaffenden Menschen, sobald er nicht schafft, die meisten dieser Reize an, ohne ausgegeben zu werden, weil seine Art, das Leben zu leben, das Leben zu verdauen, eben dessen künstlerische Verwandlung ist. Wie Vieles er also auch davon zu verschlucken und tief unter sein Bewußtsein hinunterzudrücken sucht, damit es ihn nicht belaste, so Vieles bleibt dort doch, dumpf wirkend, in ihm nach und erschüt die ihm allein gemäße Aussprache, — jene seltenste, höchste und feinste Aussprache und Erledigung aller Dinge: die künstlerische. So ist er im Grunde beständig, auch bei voller nervöser Gesundheit, ein Wenig von der Gefahr bedroht, unter der schwere Hysteriker stehen: jene Typen von Menschen mit seelisch unverdauten Lebensresten, die auch nur erleichtert zu werden pflegen, wenn glückliche Umstände oder eine glücklich verlaufende Hypnose sie dazu bringen, sich über die Krankheitsursache, von der sie bewußter Weise selbst nichts ahnten, auszulassen, auszutoben, bis sie aus ihrem Gemüth gleichsam hinausgeschleudert worden ist. Hysteriker sind selten heilbar, trotzdem so große, schwere, traurige Erlebnisse bei ihnen auf so trivialem Wege hinwegbefördert werden können; der schaffende Mensch, der große Gesunde, heilt sich selbst, trotzdem in ihm sogar noch die zartesten Eindrücke und subtilsten Ereignisse seines Innenlebens auf keinem der gewöhnlichen und gebahnten Wege, sondern nur auf einem überaus komplizirten, indirekten, von tausend Störungen gefährdeten wie dem des künstlerischen Schaffens, hinan können aus dem Seelendunkel ans Licht. Sein scheinbares Kranken am Leben ist eben nichts als die Rehrseite seiner Macht über alle Tiefen des Lebens: die verlegliche Sensitivität nichts als ein Werkzeug der alle Dinge besiegenden und durchströmenden hohen Lebensenergie. Er ist nichts weniger als der „Entartete“, aber gerade deshalb berührt er sich scheinbar mehr mit ihm als mit dem gesunden Alltagsmenschen, wie er sich mit dem Menschen einer verträumten Siesastimmung durch das Extrem des Gegensatzes näher zu berühren schien als mit den Klaren, wachen Einzelstimmungen gesonderten Denkens, Fühlens oder Handelns.

Wo im Künstler Unruhe und Reizbarkeit, Druck und Sehnsucht sich geltend machen, da sind sie sogar schon Symptome, daß er über die schlimmste

Wartezeit hinaus ist, — neue Lebenssymptome, wie bei einem genesenden Kinde, das zur Freude der Seinigen nach schlimmer Apathie wieder unartig zu werden beginnt. Wohl schafft er noch nicht, aber „es“ schafft, unter der Schwelle seines Bewußtseins, in ihm bereits, es drückt und bohrt und läßt ihn bei keiner Beschäftigung rasten, weil eine jede zwecklos scheint und den stummen, verborgenen Arbeiter da unten in störende Mitleidenschaft ziehen könnte. Endlich umhüllt all sein Wollen und Denken ein dichter Gefühlsnebel, — aber schon kann diesen ein einziger Strahl lichten und lösen! Für Den, der sich auch nur ein kleines, bescheidenes Nestchen Geduld irgendwie wunderbar erübrigt hat, vermag dieser Moment vor sicherem Sonnenaufgang ein Glück fast ohne Gleichen zu bieten. Und schon ergießt sich dann das volle Licht um ihn, ein Sonnenstrom von Liebe und Bönne, der nicht immer sofort einen bestimmten Gegenstand beleuchtet, sondern zunächst nur warmer Glanz ist, nichts als Wärme und Glanz. Denn im letzten Grunde sind die Gegenstände, an denen er dann wirksam wird, nur Gelegenheitsursachen für ihn, sich voll auszustrahlen; in diesem Stadium giebt es einen Augenblick, wo der ganze leuchtende Liebes- und Machtstrom noch zögert, sich endgiltig auf „Dies“ oder „Das“ zu wenden, wo eine Entscheidung noch in seinem Belieben zu stehen und das gesammte Leben, wie eine weite Landschaft harrend, vor ihm dazuliegen scheint. Das ist nur ein Augenblick, den keines Menschen Gedanken klar erfassen, keines Menschen Hand greifen und untersuchen kann, — und doch blüht in ihm mitunter eine spontane Gefühlserkenntniß davon auf, wie eng verschwistert alle schöpferischen Mächte mit einander sind und wie alle Dinge in ihnen so sehr ihre natürliche Heimath haben, daß Kunst und Leben in einander rinnen, alles Leben schöpferisch künstlerisches Werk, alles Werk unmittelbares Lebensganzes zu werden sich sehnt. Daher erfährt auch von hier aus das ganze Dasein eine solche unmittelbare Beseelung, Befreiung, Erhebung in allen seinen Beziehungen zugleich, als sei die centralste Lebensthätigkeit im Menschen erhöht und aufgeschlossen und kein Ding beraubt, vielmehr ein jedes bereichert, dadurch, daß an diesem einen Punkt seine schöpferische Kraft sich regt. Und dennoch muß gleich darauf der seelische Prozeß sich eng zusammenziehen zu so unwillkürlicher, inbrünstiger Wahl seines künstlerischen Gegenstandes, daß nunmehr alle Schaffenskraft in diesen allein eingeht, in diesem allein aufgeht, als läge alles Lebens Seligkeit einzig in ihm beschlossen, — gerade wie gewaltige Liebeskraft, die plötzlich findet, woran sie sich zeugend entladen könnte. So ist es gewissermaßen, als grüße der Schaffende nur einen Augenblick lang, mit einer weiten Geberde, alle Dinge, die stumm harrenden rings um ihn, um alsdann die große schöpferische Alleinheit hinzuopfern für einen Punkt, auf dem er sie in seinem Werk wahr und lebend macht.

Das Werk stellt er nun hin, — eine Lebensgesamtheit im Kleinen, eine organische Totalität, die von ihm unabhängig geworden ist; im Grunde stellt er es hin für sich selbst, damit es zu ihm rede, als eine Erinnerung an seine intimsten Weisheitsmomente. Um Dessen willen ist alle Kritik so übel dran und in steter Gefahr, sich selbst zu kritisiren. Denn reden kann das Werk nur zu Dem, der gleich ihm disponirt ist und in dessen Seele ähnliche Erinnerungen anklingen. Kommt Jemand mit dem besten Willen heran, ist jedoch durch Geistesart, Erlebnisse, Urtheilsweisen, Temperamentsgründe oder hundert Anderes seelisch nicht darauf eingestellt, so könnte es mit Engelszungen zu ihm reden und bliebe ihm doch stumm; findet sich aber Jemand, der aus den selben Ursachen besonders stark disponirt dafür ist, so verhält er sich fortwährend nachschaffend, ergänzend, ohne es selbst zu ahnen, und preist, was er selber . . . fast erschaffen hätte. Der Werth des Werkes wird einzig dadurch bestimmt, ob es lebt, und Das kann nur der künstlerisch Volllebende, der im gegebenen Moment auch selbst immer ein unwillkürlich Reicher, Schenkender ist, allein an sich erproben. Deshalb können Kunstwerke so lange mißkannt werden, ohne zu sterben, deshalb Feinde und Freunde haben gleich lebenden Menschen, anziehen und abstoßen wie selbstthätige organische Gebilde, deren Merkmal eben diese Lebenswirkung ist. Mögen Viele oder Wenige um ein Kunstwerk sein, mögen sie Alles oder nur Einiges davon in sich zur Resonanz werden: es bleibt unter Alledem intakt und unantastbar, nachdem es seine Aufgabe an seinem Schöpfer schon vollbracht hat, als er es schuf. Man kann von allem Leben als solchem aussagen, daß es im letzten Grunde nicht beurtheilbar ist, daß es sich dem kritischen Urtheil letzten Endes entzieht, weil man, um kritisch zu urtheilen, selbst ein Lebender — Das heißt: ein im höchsten Grade Parteilicher — sein muß.

Sieht man an irgend einem Lebensstückchen von dessen Leben ab, so behält man nichts übrig als eine besondere mechanistische Anordnung zerlegbarer Einzelstückchen, deren Zusammensetzung unter Umständen genau nachgemacht werden kann, ohne daß deshalb Leben entsteht: genau so ist am Kunstwerk die „Mache“ bis auf jeden Einzelzug nachzuahnen und zu erlernen möglich, ohne daß doch die Wirkung eintrete, durch die es „lebt“. Wie Leben nur durch bereits vorhandenes Leben weitererzeugt wird und durch nichts Anderes herstellbar oder gewinnbar ist, so „lebt“ das Kunstwerk, wird gleichsam immer wieder neu weitererzeugt, lediglich durch den Kontakt Dessen, der ihm homogenes Leben entgegenbringt. Wie wir selber Alle, besteht es, abgesehen davon, aus kaltem, totem, zerlegbarem Stoff, aus dem all die toten und künstlichen Dinge ebenfalls bestehen. Als wir zum Leben erstanden, da geschah zum Theil etwas uns Verständliches: es ordneten sich Stoffe auf eine neue, besondere Art, — zum anderen Theil jedoch geschah das uns ewig

Unfaßliche, daß sie zugleich lebenspendend sich verhielten: dieses Mysterium setzt in seinem ihm selbst unverständlichen Zeugungsausch der schaffende Mensch geistig fort, — er ordnet lebloses Material durch die geheimnißvolle Beschwörung: „Lebe!“ Nun lebt es geistig für den lebenden Geist, der daran vorübergeht; für Den, der am gleichen Leben nicht Theil hat, ist es nach wie vor totes Symbol: Papier, Holz, Eisen, Farbe. Denn Das ist des Menschen höchstes und letztes Thun: in die leibliche Fortpflanzung allein vermag er sein Höchstes und Letztes nicht zu bergen, in ihr darf er nur anfänglich, eigenwillige Möglichkeiten schaffen und sie dann abwartend, ohnmächtig, in die Entwicklung hineinwerfen, während er selbst ihnen reifer, fertiger gegenübersteht. Im schöpferischen Geistesrausch allein kommt er zu Ende, schafft er ein Letztes und Höchstes, wie ein goldenes Dach über sich, unter dem er sich selbst vollenden kann. Nur Das ist ganz Leben von seinem Leben, nur Das ist der ganz von ihm besetzte Erdenkloß, — und daher unzugängliches, unantastbares Heiligthum; in den Händen der Verständnißlosen, die es zergliedern und benutzen wollen, bleibt es der Erdenkloß, ausschließlich durch den Kontakt mit Seinesgleichen wird es immer wieder zum Leben geboren. Sieht es etwas Lebendigeres und Verschwiegeneres, Gütigeres und Strengeres? Wie in den Kirchen und an den Kunstdenkmälern Italiens können selbst Bettler und Arme in einem solchen Heiligthum rasten und dort mittags müde ihre Siesta halten, ohne es zu entheiligen, können Kinder gedankenlos damit herumspielen: sie spielen nur mit Holz, Papier, Eisen, Farbe. Das Symbol allen Lebens wartet von Rausch zu Rausch, von Andacht zu Andacht, schweigt . . . und lebt.

Schmargendorf.

Von Andreas-Salomé.



Schutz gegen schlechte Familienväter.

Die Frage, welche Handhaben den Armenverwaltungen zu gewähren seien, um Personen entgegenzutreten, die ihre Familie hilflos lassen, so daß die öffentliche Armenpflege sich ihrer annehmen muß, beschäftigt Praktiker und Theoretiker seit einer langen Reihe von Jahren. Die Klagen, daß die Außerachtlassung der Nährpflicht immer mehr zunehme und den Armenverwaltungen schwere Aufgaben stelle, sind keineswegs erst neueren Datums. Schon im Jahre 1879, also lange, ehe die 1894 in Kraft getretene Novelle zum Unterstützungswohngesetz für solche Fälle ein strafrechtliches Vorgehen mit Geld- und Haftstrafen ermöglichte, hat die „Deutsche Gemeindezeitung“ dem Gegenstande eine längere Erörterung gewidmet und im Ergebniß die damals allein erreichbaren Mittel als zur Abwehr sehr wohl ausreichend bezeichnet. Auch der „Deutsche

Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit" hat die Frage wiederholt auf seinen Jahresversammlungen erörtert. Als der Verein im Herbst 1898 in Nürnberg sich nach einer vorausgegangenen Enquete wiederum mit der Frage beschäftigte, kam es zu einer lebhaften Debatte und schließlich zu einem — gegen eine starke Minderheit — gefaßten Beschluß, der in erster Reihe „ein gegen Mißbrauch zu schützendes Verwaltungszwangsverfahren" für dringend geboten erklärte.

Der Beschluß, dessen Bedeutung weit über die engeren Fachkreise hinausreicht, hat, so weit ich es übersehen kann, bisher in der Oeffentlichkeit nicht die gebührende Beachtung gefunden. Dazu hat vielleicht der Umstand beigetragen, daß das harmlos erscheinende Wort „Verwaltungszwangsverfahren", das auch den Verwaltungsbreanten, wenn er der Frage selbst fern steht, wohl zunächst nur an den Zwang bei der Einziehung von Geldbeträgen erinnert, dem Laien die Tragweite des gefaßten Beschlusses verschleierte. Bei dem Ansehen, das der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, auf dessen Anregung eine ganze Reihe gesetzgeberischer Maßnahmen zurückzuführen sind, auch in den gesetzgebenden Körperschaften genießt, ist nunmehr aber, nachdem er einen solchen Beschluß — und zwar nicht zum ersten Male — gefaßt hat, damit zu rechnen, daß sich über kurz oder lang die Gesetzgebung mit einer in seinem Sinne gehaltenen Vorlage beschäftigen wird. In Hamburg ist Das anscheinend bereits geschehen. Da ist es denn angezeigt, die schweren sozialpolitischen Bedenken, die gegen diesen Beschluß sprechen, vor der breitesten Oeffentlichkeit zu erörtern. Ich habe schon in den „Amtlichen Nachrichten der Charlottenburger Armenverwaltung" im Anschluß an den Bericht über die Jahresversammlung den Beschluß einer längeren Besprechung unterzogen. Unter Hinweis hierauf hat später Herr Stadtrat Dr. Münsterberg in No. 47 der Vossischen Zeitung eine Verteidigung des Beschlusses unternommen. Seine Ausführungen fallen um so schwerer ins Gewicht, als ihr Verfasser mit vollem Recht im Kreise der Fachgenossen als Autorität ersten Ranges gilt, und veranlassen mich zu den folgenden Bemerkungen.

Darüber, daß es sich um ein weitverbreitetes Uebel handelt, das mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen ist, hat sicher bei allen Theilnehmern an der Versammlung des Deutschen Vereins volle Uebereinstimmung bestanden: nur über die Wahl der Mittel bekundeten sich lebhafteste Meinungsverschiedenheiten. Allerdings wird es sich in den durch die statistische Aufnahme im Jahre 1896/97 aus 113 Orten festgestellten Fällen, die nahezu 1 $\frac{1}{100}$ der Bevölkerung ausmachen, nicht überall um den vom Herrn Dr. Münsterberg angeführten Thatbestand handeln, daß „ein arbeitsfähiger Mann seine Familie verlassen hat, um den Verdienst für sich — meist in Gemeinschaft mit einer fremden Frau — zu verbrauchen." Sicher sind solche Fälle, namentlich in den großen Städten, nicht selten; aber um die Zahl von Fällen, die diesen Thatbestand haben, zu ermitteln, wird man von den überhaupt ermittelten doch einen nicht unerheblichen Prozentsatz abziehen müssen. Für ganz Deutschland würde sich die Zahl sicher schon deshalb wesentlich verringern, weil die Zählung ausschließlich in größeren Städten erfolgt ist, mit Bestimmtheit aber angenommen werden kann, daß sich das Verhältniß auf dem Lande wesentlich günstiger stellt. Zu berücksichtigen ist weiter auch, daß die Zählung nicht nur die in dem Zähljahre zu Tage getretenen, sondern alle in dem Jahre in den einzelnen Städten — unter Umständen seit langen Jahren —

bekannt gewordenen Fälle der verlassenen Ehefrauen u. s. w. umfaßt. Erwägt man, daß z. B. allein in Hamburg etwa ein Viertel sämmtlicher überhaupt festgestellten Fälle — mehr als 1500 — gezählt worden ist, so ist die Vermuthung nicht von der Hand zu weisen, daß darunter eine große Anzahl enthalten sein dürfte, wo zwar das Verlassen der Familie durch den Ehemann ursprünglich den Anlaß zum Einschreiten der Armenpflege gegeben hat, der Ehemann aber, der in Hamburg in vielen Fällen als Matrose zur See gegangen und nicht zurückgekehrt sein wird, längst verstorben sein mag. Sicher sind auch Fälle mitgezählt, namentlich in den Seestädten, wo der im Auslande befindliche Ehemann, ohne sein Verschulden, gar nicht in der Lage war, zurückzukehren. Endlich aber wird man auch im Allgemeinen die Schuldfrage keineswegs nur obenhin behandeln dürfen. In einer Reihe von Fällen sind als Ursachen der Versäumniß der Nährpflicht ausdrücklich angegeben: Krankheit des Mannes, Fast, polizeiliche Ausweisung, einmal sogar Einziehung zum Militär; auf der andren Seite: Ueberlichkeit der Frau, Vernachlässigung des Hauswesens durch sie, eheliche Untreue der Frau u. s. w. Diese Fälle müssen unter allen Umständen ausscheiden. Zieht man ferner in Betracht, wie schwierig es in der Praxis ist, die Frage, wen von den Eheleuten die Schuld trifft, auch nur mit einiger Sicherheit festzustellen, so wird man eine große Anzahl weiterer Fälle als mindestens zweifelhaft hinsichtlich der Schuldfrage gleichfalls ausscheiden müssen. Man wird nach allen diesen Einschränkungen das Bestehen des mit aller Energie zu bekämpfenden Uebels nicht in Abrede stellen, aber auf die Erforschung der Ursachen ein Hauptgewicht legen. Seit dem Erlaß der Strafbestimmung haben die Fälle der Vernachlässigung der Nährpflicht zugenommen. Inwieweit hierzu die sozialen Verhältnisse — ich erinnere an die immer drängendere Wohnungsfrage in den Großstädten — beigetragen haben, lasse ich dahin gestellt. Auffällig ist, daß der Norden Deutschlands hier sehr viel ungünstiger dasteht als der Süden. Abgesehen von Hamburg, das, wie erwähnt, ganz unverhältnißmäßig hohe Zahlen aufweist — für die seine Lage allein keine ausreichende Erklärung abgibt, da die Zahlen in dem unmittelbar anstößenden Altona bei Weitem niedriger sind —, sind in Breslau 491, in Dresden 499, in Leipzig 464 solche Fälle gezählt worden, während z. B. München nur 27 Fälle aufweist und auch in sonstigen süddeutschen Städten nur geringfügige Zahlen ermittelt worden sind.

Daß die bisher zu Gebote stehenden Mittel zur Bekämpfung des Uebels nicht voll ausreichen, kann man zugeben, auch ohne alle und jede Wirksamkeit der gegenwärtigen Abwehrmittel, wenn sie nur richtig angewandt werden, zu leugnen. Nach den aus zahlreichen Städten vorliegenden Berichten gewinnt es allerdings den Anschein, daß vielfach den Armenverwaltungen bei ihrem Vorgehen Schwierigkeiten in den Weg treten. Günstige Ergebnisse einer einzelnen Stadt, wie sie in der Versammlung z. B. aus Straßburg vorgetragen wurden, das mit dem vorhandenen Mitteln in 71 Prozent aller Fälle Besserung erzielt hat, haben für die allgemeine Sachlage nicht genügende Beweiskraft. Wenn ich trotzdem hier auch die mit den gegenwärtigen „kleinen“ Mitteln im Laufe von zwei Jahren (1896/97 und 1897/98) in der Charlottenburger Armenverwaltung gemachten Erfahrungen erwähne, so geschieht es nur, um zu zeigen, daß sich doch auch unter dem jetzigen Rechtszustande einige Abhilfe erreichen läßt. In den

beiden genannten Jahren hat die Charlottenburger Armenverwaltung zweihundneunzigmal die Beteiligten, darunter auch Mütter unehelicher Kinder, unter Hinweis auf die bestehenden Strafbestimmungen zur Erfüllung ihrer Pflicht aufgefordert. In 40 Fällen, also bei nahezu 50 Prozent, ist schon daraufhin Besserung eingetreten. In 27 Fällen ist ein gerichtliches Strafverfahren eingeleitet worden, in dem in 12 Fällen auf zum Theil nicht ganz unbedeutende Strafen (in 3 Fällen 2 Wochen, in 4 Fällen 1 Woche, in 3 Fällen 3 Tage Haft; in 2 Fällen Geldstrafen) erkannt worden ist. In 6 von diesen 12 Fällen, also wieder bei 50 Prozent, trat nach der Bestrafung eine Besserung ein. Das sind gewiß Zahlen, die Beachtung verdienen. Trotzdem wird man ein beschleunigtes Verfahren, vor Allem aber die Heraushebung des Delictes der Nährpflichtverletzung aus den „Uebertretungen“ und Einreihung unter die „Vergehen“ und eine zweckmäßigere Strafvollstreckung für diese Fälle, als dringend wünschenswerth bezeichnen müssen. Darüber hinaus aber ein besonderes „Verwaltungszwangsverfahren“ in die Hände der Armenverwaltungen selbst zu legen, erscheint mir bedenklich.

Die vom Herrn Dr. Münsterberg gemachte Bemerkung, das Zwangsverfahren sei im Wesentlichen von solchen Rednern, die außerhalb der praktischen Armenpflege stünden, zurückgewiesen, von allen Praktikern dagegen gebilligt worden, ist nicht zutreffend. Außer mir haben namentlich die Stadträthe Cuno (Königsberg i. Pr.) und Dr. Fleisch (Frankfurt a. M.), die Beide auf eine langjährige Praxis in der Armenpflege zurückblicken können, indirekt auch der Vertreter der Stadt Straßburg, Beigeordneter Freiherr von der Holz, gegen das Verwaltungszwangsverfahren entschieden Stellung genommen. Herr Dr. Fleisch sagte: „Ich bin selbst Verwaltungsbeamter, aber dem Verwaltungsbeamten ein solches Recht zuzuerkennen, würde ich nur dann für unbedenklich halten, wenn ich sicher wäre, daß ein Verwaltungsbeamter unfehlbar ist. Bis dahin will ich wenigstens das Recht nicht haben, die schwerste Strafe zu verhängen, ohne daß richterliche Garantien vorhanden wären.“

Aber auch der Inhalt, den Herr Dr. Münsterberg dem Beschlusse giebt, entspricht den Verhandlungen schwerlich. Er sagt ihm so, daß der Armenverwaltung auf ihren Antrag „durch eine bestimmt bezeichnete oder nach bestimmter Vorschrift zusammengesetzte Verwaltungsbehörde in einem schleunigen Verwaltungungsverfahren unter Anführung des Angeeschuldigten die Befugniß gegeben werde, die Ueberweisung an eine Arbeitsanstalt für die Dauer der Unterstützung auszusprechen. Dergleichen würde ein Rekurs an die nächstgeordnete Verwaltungsbehörde zulässig sein, der je nach Umständen aufschiebende Wirkung haben könnte.“ „Man kann nicht absehen“, fährt er fort, „weshalb den Armenverwaltungen nicht in dieser Weise geholfen werden soll.“ Die Frankfurter Zeitung hat bereits darauf hingewiesen, daß der „Schutz gegen Mißbrauch“ hier, wenn man es recht betrachtet, abgesehen von der „je nach Umständen“ aufschiebenden Wirkung der Beschwerde, lediglich darin besteht, daß der Angeeschuldigte vorher gehört werden solle. Ginge man einen Schritt weiter und setzte man an die Stelle der Verwaltungsbehörde ein Verwaltungsgericht, das nicht nur den Angeeschuldigten zu hören, sondern auch die erforderlichen Beweise zu erheben hätte und gegen dessen Entscheidung — selbstverständlich mit aufschiebender Wirkung, wie überall im Strafprozeß — die nöthigen Rechtsmittel zulässig wären, so würden sicher auch die Gegner eines solchen Ver-

fahrend darüber mit sich reden lassen. Ob es — abgesehen von einer Beschleunigung, die aber auch vor dem ordentlichen Gericht erreichbar sein sollte — nothwendig oder auch nur zweckmäßig wäre, eine solche Neuerung einzuführen, ist freilich mindestens zweifelhaft. Das aber kann meines Erachtens nicht zweifelhaft sein, daß der gefaßte Beschluß nicht nur darüber, sondern auch über die vom Herrn Dr. Münsterberg charakterisirte Forderung noch weit hinausgeht. Was von den Rednern der Majorität gefordert wurde und seinen Ausdruck in dem Beschluß gefunden hat, ist die Einführung des schon jetzt in Sachsen bestehenden Verwaltungszwangsverfahrens, d. h. des Rechtes der Armenverwaltungen selbst, Jemanden durch einfache Verfügung, ohne die Möglichkeit richterlichen oder verwaltungsrichterlichen Gehörs, ohne eine Beschwerde mit aufschiebender Wirkung, nicht nur für die Dauer der Unterstützung, sondern auf eine beliebige Zeit einem Arbeitshause zu überweisen. Während nahezu jede Uebertretung und jedes noch so geringfügige Vergehen von den ordentlichen Gerichten in mündlicher Verhandlung mit der Möglichkeit, mehrere Instanzen anzurufen, abgeurtheilt werden muß, soll also eine Strafe — denn darum handelt es sich im Effect —, die nach ihrer Wirkung und nach dem Orte der Vollstreckung der Zuchthausstrafe sehr nah kommt, von dem freien Ermessen einer Behörde abhängen, die noch dazu finanziell interessirt ist. Ob und inwieweit das jetzt in Sachsen — und mobilisirt auch in Württemberg und Mecklenburg-Schwerin — geübte Verfahren dem derzeitigen Rechtszustande entspricht, lasse ich unerörtert. Um Jemanden lediglich für die Dauer einer (auch nur seiner Familie gewährten) Unterstützung in einer Anstalt unterzubringen, würde es für Preußen einer Aenderung der Gesetzgebung nicht bedürfen: das preussische Recht giebt schon jetzt den Armenverwaltungen die Befugniß, nach Befinden eine nothwendig werdende Unterstützung, so lange sie erbeten wird, auch durch Anweisung von Arbeit innerhalb einer Anstalt zu gewähren. Mit dem Augenblick aber, wo der Arme auf weitere Unterstützung verzichtet, erlischt auch das Recht, ihn wider Willen in der Anstalt festzuhalten. Das sächsische Verfahren läßt Ueberweisung an ein Arbeitshaus mit allen Disziplinarmitteln eines solchen, mit Lattenarrest, Prügelstrafe u. s. w., nicht nur bei schuldhafter Vernachlässigung der Nahrungspflicht, sondern theoretisch schon dann zu, wenn Jemand überhaupt um Unterstützung nachsucht, und weiter liegt sein charakteristisches Wesen darin, daß über die Dauer der Einsperrung, auch wenn der Arme oder seine Familie auf weitere Unterstützung verzichtet haben, lediglich das Ermessen der Armenbehörde selbst entscheidet.

Gegen die grundsätzlichen Bedenken können keinerlei Kautelen helfen, wenn anders das Verfahren nicht gerade die von der Majorität gewünschte Wirkung einbüßen soll. Ich citire in dieser Hinsicht nochmals Herrn Stadtrath Dr. Fleisch: „Macht man ernste Kautelen, so hat man Untersuchung, Beschwerde, Rechtsmittel, kurzum: Ausgestaltung des Verwaltungsverfahrens zu einem richterlichen Verfahren. Der Unterschied ist einleuchtend. Hätten wir die sächsischen Verhältnisse in Frankfurt, so wäre ich in der Lage, einen Menschen, den ich für arbeitscheu halte, von meinem Armenamte ohne alles Weitere ins Arbeitshaus zu schicken. Ich brauchte nichts zu untersuchen und er könnte sich nicht einmal beschweren. Wäre umgekehrt das Verwaltungsverfahren ‚mit den erforderlichen Kautelen‘ umgeben, dann müßte ich, wenn sich der Mann nicht gutwillig ins Arbeitshaus stellen läßt, sondern Beschwerde erhebt, die Akten dem Bezirksausschuß

in Wiesbaden vorliegen und dürfte natürlich zunächst nichts gegen den Mann vornehmen. Dann ginge es weiter an den Provinzialausschuß. Jede Behörde könnte Zeugen vernehmen, dürfte nur nach Anhörung des Arbeitshauskandidaten ihre Entscheidung fällen und dann hätten wir ein vollständiges richterliches Verfahren ohne Richter. Nun besteht doch eine Superiorität der Verwaltungsbeamten gegenüber den Richtern nicht etwa in dem Sinne, als ob sie aus besserem Holz geschnitten wären als die Richter, auch nicht so, daß sie etwa weniger formalistisch und sachentsprechender urtheilten, sondern einfach darin, daß sie sich selbständiger und rascher bewegen können. Gerade diese Schnelligkeit der Entscheidung, die Unmittelbarkeit, mit der der Zwang eintritt, ist ja die besondere Eigenthümlichkeit des sächsischen Verfahrens; nehmen Sie diese noch — und Das wollen wir, weil uns die dem Verwaltungsbeamten anvertraute Macht zu weit geht, und Das wäre Zweck und Resultat der erforderlichen Kautelen —, so werden sich alle Klagen, die jetzt gegen die Gerichte erhoben werden, gegen die Verwaltungsbehörden erheben. Ein Zwangsverfahren ‚mit den erforderlichen Kautelen‘ ist eben kein sächsisches Verwaltungszwangsverfahren mehr. Soll aber durch deren Hinzufügung nur den Gegnern eine Brücke gebaut werden: darauf gehen wir nicht ein.“

Welche Waffe eine Befugniß im Sinne des Beschlusses mit dem harmlos klingenden Namen „Verwaltungszwangsverfahren“ in der Hand eines übelwollenden Ortsarmenverbandes — man denke doch auch an ländliche Verhältnisse — werden kann, dürfte auf der Hand liegen. Und noch schlimmer ist, daß eine gesetzliche Bestimmung, wie sie verlangt wird, mit Nothwendigkeit zu einer noch größeren Verschärfung der Gegenstände in unserem Volk führen müßte. Denn nicht die Verletzung der Nahrungspflicht an sich, mag sie noch so offenkundig sein, mag sie jedem sittlichen Gefühl Hohn sprechen, soll ja die Behörde zum Einschreiten berechtigen, sondern die Nothwendigkeit, in Folge dieser Verletzung Armenunterstützung zu gewähren. Also fiskalische, nicht nur sittliche Gründe führen zu dem Aufbruch der Zwangsbefugniß. Wenn so einschneidende Maßregeln gefordert werden, darf man verlangen, daß wenigstens einige Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie den beabsichtigten Zweck erfüllen würden. Herr Dr. Münsterberg steht dieser Frage skeptisch gegenüber und sieht die Möglichkeit der Besserung auf diesem Gebiet in erster Linie in sozialer und wirthschaftlicher Besserung. Auch die Statistik der drei Staaten, die das geforderte „Verwaltungszwangsverfahren“ schon jetzt haben, läßt keine Erfolge erkennen. Nicht nur die mecklenburgischen Städte, sondern namentlich auch Leipzig und Dresden, die das Verfahren mit aller Strenge üben, bleiben mit ihren Zahlen in keiner Weise hinter Städten zurück, die das Verfahren nicht kennen. Württemberg freilich weist einen niedrigeren Prozentsatz auf, aber Bayern steht ohne das Verfahren noch günstiger da. Die Ursache muß also in anderen Momenten liegen. Auch die Zahl der Rückfälligen ist groß. Sie betrug in Mecklenburg 17 Prozent und soll in Sachsen 30 bis 40 Prozent aller Inhaftirten betragen. Danach ist eine abschreckende Wirkung zu verneinen. Draconische Strafen und Zwangsmittel haben selten Etwas gebessert. Im Augenblick der That denkt man nicht an die Folgen, am Allerwenigsten bei einem Delikt, das nicht aus einem augenblicklichen Entschluß, sondern aus einer allmählich entstandenen Situation herauswächst.

Ziele moderner Kunst.

Der Gang der modernen Kunst liegt nicht so übersichtlich vor unserem Auge wie der der alten Kunst, von der wir so viel weiter entfernt sind. Ein Gewirr von verschiedenem Wollen, Streben und „Richtungen“ schiebt sich in beständiger Bewegung durcheinander und man muß sich vor der Gefahr hüten, Erscheinungen für typisch oder für bestimmend zu halten, nur weil sie zufällig in Beobachtungsnähe vorbeiziehen. Unter den sichtbaren Oberströmungen fließen unsichtbare Unterströmungen dahin, die man später vielleicht erst induktiv erkennen wird. Schwer ist es, aus dem Totalbild der vergangenen letzten zwanzig Jahre die großenzüge herauszufinden, noch schwerer jegliche Prognose, die vom Wesentlichen sprechen will.

Das befreiende Moment in der Entwicklung der modernen Kunst ist so oft betont worden, ist Vielen schon so sehr zur Phrase geworden, daß man heute schon, ohne in den Verdacht zu gerathen, sich gegen die Errungenschaften der Moderne zu wenden, gewisse Einschränkungen machen kann. Unzählige Male ist darauf hingewiesen worden, wie die Kunst bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts muthwillig ihren Weg gegangen sei und wie dann der Geist der rückschauend-wissenschaftlichen Forschung der Unbefangenheit der Produktion ein Ende gemacht habe, wie ein Interregnum der kritisch-sondirenden Kunstbetrachtung eingetreten sei und die Kunst blutleer wurde. Den Intellekt deshalb aber als kunstfeindliches Prinzip zu behandeln, wie es Mancher möchte, heißt, das Kind mit dem Bade ausschütten. Allerdings betrat er das ihm fremde Gebiet der Kunst zuerst mit einem Mißerfolg; Kunstgefühl und intellektuelle Potenz paarten sich eben noch nicht im Individuum. Man verstand noch nicht, die fein geschliffene Klinge richtig zu handhaben: der moderne Mensch machte als Künstler seine Lehrjahre durch. Wie aber im gesammten Entwicklungsgang der Menschheit der Intellekt allmählich den Instinkt verdrängt und ersetzt hat, so mußte auch wohl unser Kunstschaffen mehr und mehr ein bewußtes werden. Nachdem das intellektuelle Moment in diesem Jahrhundert einen so gewaltigen Einfluß auf das Kunstleben gewonnen hat, ist es ein Faktor der Entwicklung geworden, der nie wieder ausscheiden wird. Nicht als ob erhöhte Intelligenz auch ohne Weiteres blühendere Kunst bedeutete; wohl aber kann sie ihr als klug beratender Freund und Helfer zur Seite stehen, als Wegweiser der richtigen Bahn. Besonders heute kann sie ihr wieder zu einigen früher selbstverständlichen, dann verloren gegangenen Grundbegriffen verhelfen. Nichts wäre verfehlt, als die Kunst von Neuem dem geschwächten Instinkt zu überlassen und sie so in gar nicht absehbare Irrwege zu drängen.

Um die Tragweite von theoretischen Fehlschlüssen in der Kunst einzu-

sehen, braucht man nicht bis auf Winkelmann zurückzugehen. Gerade die siebziger und achtziger Jahre bieten uns da das beste Material. Es sind die Zeiten des siegreichen „Pleinair“. Einige geniale Pfadfinder hatten die Nothwendigkeit eines Verjüngungsprozesses durch vertieftes Naturstudium erkannt und dabei der Kunst ein neues Beobachtungsgebiet erschlossen: die Wirkungen des Formen und Farben auflösenden Lichtes. Ganz neu und überraschend war eigentlich die Entdeckung nicht, denn auch alte und weniger alte Meister hatten sich an ähnlichen Problemen versucht. Aber die Neuerung hatte ungeheures Glück, eine ganze Schule fand sich in rein Außerlichem zusammen und das Ende war, daß man doch bekennen mußte, das Wesen einer neuen Kunst gar nicht erfaßt und mit eheulicher Bemühung nur einer vorübergehenden Mode gebient zu haben. Der dogmatische Pleinairismus ist uns heute schon ein typisches Beispiel vorreiliger Verwendung des Intellektes zu falschen Folgerungen. Man stellte zwei Prämissen auf; erstens: die Figuren sehen bei Beleuchtung im Freien grau aus; zweitens: man muß die Natur malen, wie man sie sieht. Daraus folgerte man, man müsse die Figuren im Freien grau malen. Der Schluß an sich ist richtig, nur ist die zweite Voraussetzung falsch. Denn die Behauptung, daß man die Natur malen müsse, wie sie uns erscheint, ist kein Dogma, beweist vielmehr den Mangel jeglichen Verständnisses für das eigentliche Wesen des malerischen Stils.

Man verwickelte sich noch tiefer in allerhand Fehlschlüsse. Das berechtigte Streben, von der simplen Imitation, von der schablonenhaften Wiederholung der Alten los zu kommen und aus den Gefühlen und Gedanken der eigenen Zeit heraus zu schaffen, führte sofort ins Extrem; es war so einfach, immer nur prinzipiell das Gegentheil dessen, was die Alten thaten, zu thun, um dann gleich ein Original zu heißen. Die Kabiatesen scheuten sich nicht einmal, die Alten in ihrem Ruhmestempel selbst anzugreifen. Da sollten die Alten auf falschem Wege gewesen und ihre Werke werthlos sein, weil sie nicht „Natur“ malten, d. h. nicht so wie die Neuerer. Man glaubte ernstlich, weiter gekommen zu sein als alle früheren Zeiten, weil man sich äußerlich der Wirklichkeit in gewissen Formen ihrer Erscheinung mehr genähert hatte. Und doch waren die Resultate, die man zu Tage förderte, recht oft nur Das, was die Alten mit sicherem Tactgefühl als für die Malerei unbrauchbar verschmäht hatten. Eins brachte das Andere mit sich: auf Irrthum mußte Irrthum und Stillosigkeit auf Stillosigkeit folgen.

Hatten die Alten für jeden künstlerischen Einfall sogleich feinfühlig die richtige Form gewählt, so konnte man jetzt nur noch das gerahmte Ausstellungsbild. Die Mode der Ausstellungen kam der allgemeinen Stilverwirrung noch zu Statten. Die Ausstellung war allmählich der einzige Ort geworden, an dem der Künstler seinen Lorber suchte, und so wurde Das,

was zum Schmuck des Hauses zu schaffen war, dem Handwerker überlassen. Das ganze weite Feld der angewandten Kunst blieb unbebaut und bedeckte sich mit Unkraut. Und je mehr man die Fühlung mit dem Hause verlor, um so mehr entfremdete man sich den Bedingungen, die für die Kunst aus der Kultur des Hauses hervorgehen. So wurde vergessen, ja es ging jedes Gefühl dafür verloren, daß das Wandbild, das monumentale Bild eine andere Aesthetik habe als das für den intimen Raum gedachte und gerahmte Tafelbild und eine andere als das Werk der Griffelkunst. Man hatte alle Unterscheidungen im Wesen der Technik verlernt. Man kannte überhaupt nur noch die Oelfarbe und suchte in Fresko und Tempera die Wirkungen der Oelfarbe zu erreichen. Nicht minder groß war die Verwirrung der graphischen Künste. Man dachte nicht daran, daß ein Holzschnitt doch immer anders aussieht als eine Autotypie, eine Radirung anders als eine Lithographie, und meinte, Alles müsse von jetzt an aussehen wie „Natur“. Man sank auf den Standpunkt herab, den Rahmen als das Fenster zu betrachten, durch das man in die Natur sieht.

Man sah um sich herum die Greisenhaftigkeit der sogenannten Genre-malerei, die im Erfinden von Anekdotchen und, wenn es hoch kam, in der mimischen Beobachtung stark war, aber nicht im Malen. Und flugs machte man sich die Moral zurecht: die Anekdote ist schuld, daß die Kunst Hanswurstpoffen treibt. Man vergaß nur, daß, wenn Jemand läppisch ist, er es auch ohne Anekdote bleibt.

Allmählich endeten die Lehrjahre, — und die Sturm- und Drangperiode liegt hinter uns. Ganz allmählich kehrte die Erkenntniß ein, wie sehr man sich freiwillig im Ausdruck beschränkt hatte, wie wenig der dogmatische „Naturalismus“ bot und wie man sich die besten Vortheile der malerischen Mittel entgehen ließ. Künstler von fein entwickeltem Gefühl, die nur von der Strömung mit fortgerissen und nie ihrer Verehrung für die Alten untreu geworden waren, fragen sich, warum denn Diese so Vieles anders gemacht haben, da von Nichtkönnen oder Nichtsehen bei ihnen schwerlich die Rede ist. Man gesteht zu, daß man über das Ziel hinausgeschossen ist. Die Intelligenzen beobachten diesen Wechsel der Anschauungen und kommen auf logischem Wege zu entsprechend veränderten Schlußfolgerungen. Und nun erscheint die Richtung, die man einschlagen muß, etwa so: man sieht ein, daß es thöricht war, den Schatz von Kunst-erkenntniß, den wir bei den Alten angesammelt finden, unbenutzt preiszugeben. Ist Einer ein echter Künstler und lebt er am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, dann ist es ihm gar nicht anders möglich, als eben als moderner Künstler zu schaffen, und er braucht, um Das zu thun, nicht aesthetisch auf all die Mittel, die wir als Ergebnis Jahrhunderte alter Kunstübung kennen, zu verzichten. Nur wenn er nichts Eigenes zu sagen hat, wird er

dabei den Alten zum Opfer fallen. Man begann, zu zweifeln, ob denn die durch das diffuse Licht der Pleinair-Apostel geschaffene Beleuchtung so durchaus besser sei als die farbiger des Innenraumes oder eine noch willkürlichere Verwendung der Farbe überhaupt. Man fängt an, auf die farbige Erscheinung der Fläche mit ihrem wohlthuenden Klang für das Auge den Hauptaccent zu legen und nicht mehr darauf, zu beweisen, daß die Natur in dem und dem Moment genau so ausgesehen habe. Auf empirischem Wege gelangte man zu der Einsicht, daß die Kunst vielmehr die Aufgabe hat, die seelischen Empfindungen des Künstlers von der Natur zu suggeriren, und daß der Künstler Das nur durch eine Uebersetzung in sein Material kann. Diese Uebersetzung kann jedoch so völlig frei sein, daß sie durchaus nicht mehr die selben optischen Eindrücke hervorrufen wie die Natur. Im Gegentheil: je stärker und bewußter man abweichend betont, desto stärker die Suggestion.

Um sich Das klar zu machen, verfolge man einen Nebengedanken: wie stark durch ein paar Striche ein Charakter gezeichnet werden kann, etwa wie wir es bei Wilhelm Busch sehen. Die Striche auf dem Papier rufen andere optische Eindrücke hervor als der Kopf in der Natur; und doch liest man aus den paar Strichen klarer und eindringlicher als aus der Natur. Aber nicht allein das Charakteristische eines Gesichtes, sondern auch Das einer jeden anderen Erscheinung, ja, sogar Lichtstimmungen, können durch Uebersetzungen dargestellt werden. Der Schwerpunkt liegt also nicht in dem sachlichen Nachbilden der Natur, sondern in ihrem Begreifen, in der Konzeption des Wesentlichen, des Gewollten, des Motivs. Man hat die Vereinerung der Mittel durch das Freilichtstudium angenommen, hat neue Nuancen und Möglichkeiten gefunden und ist auf einem Umwege zur Farbe selbst zurückgekehrt. Und keine Farbe kann ein Vorrecht oder die Alleinherrschaft beanspruchen. Braun ist nicht schlechter als Violett, — und Hell oder Dunkel sind nur Unterschiede, keine Vorzüge. Ein schwerer brauner Ton ist dem Auge nicht angenehm, aber ein schwerer und klebriger grüner oder rother ist es eben so wenig; dagegen kann ein klarer, leuchtender, brauner Ton zweckentsprechend und wohlthuend sein. Mit Staunen macht man die Beobachtung, daß das vielbesprochene Braun bei den Alten meist nur in den Köpfen spukt; daß man bei ihnen im Gegentheil die klarsten, leuchtendsten und durchsichtigsten Töne findet, wie wir sie kaum je erreichen. Allerdings bevorzugten die Alten das dunkle Bild; doch müssen wir ihnen darin fast Recht geben, nachdem wir gesehen haben, wie wenig die hellen Bilder zu unseren hellen Innenräumen passen und um wie viel geschlossener die Bildwirkung meistens durch tiefe Töne wird. So ist heute das Problem des Pleinair in der eigentlichen Kunst ganz aus der Interessenssphäre gerückt und hat höchstens für das Studium noch besondere Bedeutung.

Doch der wichtigste Punkt der gewonnenen Erkenntniß ist der, daß man sich über die verschiedenen Funktionen der Kunst wieder klar wird, daß man die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Kunstform wieder studirt und mit ihnen rechnet. Die Naturstudie verliert ihre prädenbirtete Stellung als abgeschlossenes Kunstwerk; man fängt an, zu begreifen, daß die dekorative Kunst, die monumentale Malerei mit ihr nichts zu thun haben, wie überhaupt jede Kunstform anderen Gesetzen unterworfen ist. Es ist wohl richtig, daß unsere Zeit, unsere Gefühle, unsere Weltanschauung andere geworden sind und daher auch der Geist, der in unseren Bildern lebt, ein anderer sein muß als bei Dürer oder Tizian. Aber noch genau wie in der Zeit der Renaissance leben wir in Häusern, die in Zimmer eingetheilt sind, und wir hängen in diesen Zimmern Bilder auf, die wir mit Rahmen umschließen. Das ist Alles unverändert, unverändert ist der Begriff der Bildwirkung, — und den natürlichen Gesetzen dieser Bildwirkung müssen wir uns unterwerfen. Deshalb beginnt auch unser heutiges Kunstschaffen, wieder die natürlichen Gebiete mit ihren besonderen Eigenthümlichkeiten anzuerkennen. Das Tafelbild geht auf seine angemessene Größe zurück. Die riesigen naturalistischen Ausstellungsbilder, die ihren Daseinszweck allein der Ausstellung verdanken und überall sonst ein verlorenes Dasein führten, verschwinden. Man hat begriffen, daß für das Staffeleibild das kleinere Format das natürliche ist und daß das monumentale Bild einen anderen Stil erfordert, als ihn der Naturalismus so einfach diktiren zu können glaubte. Wenn man aber die Form des Tafelbildes wählt, bringt man es nicht mehr fertig, es sich losgelöst von allen seinen Beziehungen zu denken, sondern empfindet es in seinem Verhältniß zum Raum, zur Wand. Man paßt sich den Bedingungen für Innenräume und deren Wänden an und verlangt nicht mehr vom Bewohner des Hauses, sich mehr oder minder interessante Experimente ohne Bildstil an die Wände zu hängen. Denn das dekorative Moment beim Staffeleibild ist nicht so unwesentlich, wie man lange Zeit angenommen hat, und sogar auf minderwerthigen alten Bildern ist den dekorativen Forderungen mustergerichtig Rechnung getragen.

Im monumentalen Bilde, im Wandbilde, sieht man nicht mehr den lebensgroßen Bilderbogen, sondern faßt es in seiner architektonischen Beziehung. Wie der Architekt den Schmuck eines Raumes durch Gliederung gestaltet, so auch wieder der Maler. Er gliedert die Fläche im Einklang zum Raum und sucht im Wandbilde eine lineare und farbige Harmonie mit der Umgebung herzustellen. Es ist natürlich, daß bei einer sehr strengen Architektur auch die Komposition eine strengere architektonische Behandlung erfordert und daß man mit dem vielgerühmten Naturalismus in die Brüche geräth. Die Wand muß durchaus Wandfläche bleiben und als solche geschmückt wirken, nicht wie ein Fenster aussehen, das die Fläche unterbricht.

Da man davon zurückgekommen ist, jeden künstlerischen Einfall gleich als Vorbild zu gestalten, und doch der großen Fülle von Einfällen, die der Künstler hat, Gestalt geben möchte, macht man sich wieder das weite Gebiet der graphischen Künste nutzbar. Jede Kleinigkeit, jede Stimmung, jede Impression findet hier ihren berechtigten Platz, da man nicht gezwungen ist, das Blatt der Wand als Schmuck einzufügen. Auch die Mappe, das Buch, die Zeitschrift werden zum Ort der Bestimmung für jene zahllosen kleinen Einfälle. Uebrigens schließen auch diese Plätze das dekorative Moment nicht ganz aus. Sogar den spekulativen Inhalt, ja selbst die Anekdote hat man zu fürchten aufgehört, seit man erkannt hat, daß sie nur Den erdrücken, der eben nichts Anderes zu geben hat.

Hatte man lange die Uebersättigung des Malerberufes beklagt, so bietet nun das weite, dem Künstler wieder geöffnete Gebiet der angewandten Kunst die Möglichkeit des Abflusses. Nicht nur die verlockenden wirthschaftlichen Ausichten haben so viele Talente hinübergezogen, sondern vor Allem that es die richtige Erkenntniß ihres wahren Berufes. Denn es war höchst verkehrt, unter zehn künstlerischen Talenten neun für die Bildmalerei geeignete zu suchen. Es ist wahrscheinlicher, daß bloß eins darunter ist und daß sich die anderen für die verschiedensten Gebiete eignen, in denen künstlerische Gestaltungskraft notwendig ist. Und da nun der Bann des Vorurtheiles gegen das Kunstgewerbe gebrochen ist, die „anwendenden Künstler“ sogar im Zenith des Interesses stehen, seitdem die glänzendsten Talente und Namen in der sozialen Geltung dem Kunstgewerbe das selbe Niveau wie der Malerei erobert haben, scheut sich auch Keiner mehr, dem Kunstgewerbe anzugehören. Und so wird der Malerei Raum geschaffen.

Ich wollte hier keinen zünftigen Konservatismus predigen. Nur warnen wollte ich, nichts Unentbehrliches voreilig über Bord zu werfen. Die Thür der neuen Zeit ist weit aufgerissen, aber noch haben wir kaum ihre Schwelle überschritten. Neben wir von moderner Kultur der Gegenwart, so können wir damit nur etwas werdendes, noch nicht Gefestigtes, nach Gestalt Ringendes meinen. „Umwerthung aller Werthe“! Auch die ästhetischen Werthe werden noch in so unerhörter Weise umgewerthet werden, daß dereinst Formen als ästhetisches Moment erscheinen mögen, für die wir heute noch nicht einmal eine Beziehung zur Welt des Schönen zu schaffen wissen. Vieles, was sich heute wohl der menschliche Intellekt erzwungen hat, was uns aber vorläufig noch ohne Assoziation- und Gefühlswerthe erscheint, wird künftig die künstlerische Gestaltungskraft in Anspruch nehmen und zu unerhört neuen Formen, die dann als schön gelten werden, umprägen.

Paul Schulze-Naumburg.



Das Vergnon.

Emanuel Aubry, der sechsundzwanzig Jahre und acht Monat zählte, war ein naiver Mensch. Doch er schämte sich dieses Fehlers nicht, der ob seiner Seltenheit nachgerade zu einer Tugend geworden ist. Er hielt alle Frauen für ehrbar, hatte aus Pietät einen großen Preis für das Haus seines seligen Vaters ausgeschlagen, war bei Ansicht, daß ein Wort eben so binde wie ein notarieller Akt, und sammelte die Photographien seiner Freunde in einem von Bergkühmeinicht umrahmten Album. Er ging nicht mehr auf die Jagd, seit sein Hund das Reitzen hatte, und ließ sich in seiner Heimath Rogent-le Motrou Anzüge machen, weil der dortige Schneider sechs Kinder hatte. In Folge Dessen war er zwar innerlich sehr zufrieden, aber auch sehr schlecht gekleidet. Wenn die Spatzvögel unter seinen Bekannten Scherze über ihn machten, freute er sich darüber, denn er wußte, daß Lachen ein heilsamer Zeitvertreib ist.

Der junge Aubry war nicht etwa dumm und seine Lehrer hatten sogar sehr viel von ihm gehalten. Seinem Arbeitbedürfniß genügten aber die regnerischen Tage vollauf, und wenn er an den andern Tagen viel spaziren ging, so that er Das, um das hygienische Gleichgewicht, den Bruder des guten Gewissens, aufrecht zu erhalten. Er war übrigens kein Romanheld. Sein Haar war struppig, er hatte lange Arme wie Rob-Roy, der sich bekanntlich nicht bückte, wenn er seine Strümpfe band. Dazu war er sehr kurzichtig, liebte das Waldhorn, war schüchtern und sprach nur, wenn er wirklich Etwas zu sagen hatte. Er war wohlhabend, brachte den Sommer in seinem kleinen Landhause zu und lebte den übrigen Theil des Jahres mit seiner Mutter in einer dunklen Wohnung der Rue de Condé, hatte nie Abenteuer und führte nach Alledem die geregelte Existenz eines anständigen Nichtsthuers. Er lebte ganz der guten Dame zu Gefallen, deren einziger Sproß er war, begleitete sie morgens nach Saint-Sulpice und führte sie dann mit rührendem Eifer im Garten des Luxembourg spaziren. Nach dieser Morgenpromenade frühstückten Mutter und Sohn pünktlich und tranken dazu aus bunten Gläsern, die sie in Glücksbuden gewonnen hatten. Dann las Emanuel mit lauter Stimme die Zeitung bis auf die Annoncen vor; nur von den Zeitartikeln nahm er in kindlicher Liebe Abstand.

„So, jetzt geh in die frische Luft“, sagte dann die würdige Matrone und ließ sich am Fenster nieder, um an ihrer Stickerrei zu arbeiten, — der Stickerrei, von der alle Familienmütter träumen, die man irgend einmal begonnen hat und die zu beenden man so Etwas wie eine unbestimmte Hoffnung hegt. Der junge Mann setzte tiefbewegt das Körbchen mit den Knäueln auf einen Stuhl, bewunderte einen Augenblick die rothen Zbisse und die smaragdgrünen Rakteen und erinnerte sich daran, daß diese beglückende häusliche Arbeit von den Zeiten der Penelope bis auf die römische Matrone, die Wolle spann, ausschließlich das Privileg tugendhafter Weiblichkeit war.

Dann glättete er seinen Hut behutsam mit dem Kermel, lächelte und bewaffnete sich mit seinem Stocke, einem prächtigen Rohr mit einem Bulldogkopf aus Reusilber.

Er ging gewöhnlich die Rue de l'Ancienne Comédie hinunter, bog in die Rue Dauphine ein, überschritt den Pont-Neuf, wobei er dem Monument

Heinrichs des Vierten einen dankbaren Blick zuwarf, und bummelte dann bis zur sechsten Abendstunde das rechte Ufer der Seine entlang. Er ging ohne Zweck und Ziel, wie ein richtiger Provinzler, vor sich hin und amüsete sich im Stillen. Er fand Alles schön; die Droschkentrittscher hielt er für höflich, er plauderte gern mit den Kramen im Omnibus und machte sich ein Vergnügen daraus, dem Schaffner die sechs Sous seiner Nachbarn hinüber zu reichen; er blieb gern am Eingang des Hippodroms stehen und lächelte den Anglern zu, denn er glaubte wie sie an die Fische. . . Niemand trat mit größerer Gefälligkeit Jemandem im Theater seinen Platz ab; er hatte ein liebevolles Interesse für die Murrenspieler in den Tuilerien, und als er eines Tages am Eingang der Passage Choiseul das Opfer eines Taschendiebes wurde, erklärte er dem Polizisten, sein Portemonnaie wäre ihm ganz von selbst aus der Tasche gerutscht.

Seine Rezhaut, die stets in Verschönerungen arbeitete, bot seinem Geiste die herrlichsten Frauenbilder dar. Er bewunderte das „schöne Geschlecht“ bis zum Erysimus, allerdings in rein ätherischer Aufwallung, denn sein Benehmen war immer tabellos; im Innersten aber brannte er hell für die ideale Schönheit, wie eine frische Kerze in einer festlich geschmückten Kapelle. Er fand sie Alle schön! . . . O, die Pariserin, dieser häßlichste Artikel von Paris! Die Kunst hilft der Natur bei ihr so vortrefflich nach. Sie verschleiert hundert Fehler mit einer einzigen Vollkommenheit. Die Eine zeigt ihren kleinen Fuß, die Andere ihre schlaffe Taille; jene Dritte bezaubert durch ein feines Lächeln und giebt ihren Wangen mit ein Wenig Roth die jugendlichste Frische. . . Bei der Betrachtung dieser Pulddinnen wurde Emanuel von einem keuschen Bittern bewegt. Sein Auge sprach zu seinem Geist: Das sind Engel. Ja wohl, Engel! Er irrte ohne galante Absichten in Paris umher, — nur um zu sehen; liebte fünf Minuten lang, seufzte und lächelte; er erzählte sich selbst die Geschichte der Frau, die an ihm vorüberging, die Schleife eines Sonnenschirmes genügte ihm für einen rührenden Roman und er träumte davon, sich ohne irdische Belohnung für eine Unbekannte aufzuopfern. Er hatte gesehen, Das genügte ihm.

Auch als er der Familie Chaplard vorgestellt wurde, war er noch nicht geheilt. Fräulein Hortense machte ihm den Eindruck einer vollendeten Schönheit. Er stellte sie auf einen Hüpfel und sah sich für unwürdig an, mit ihr zu reden. Sie war äußerlich imposant wie eine Tragoedin, aber steif und anspruchsvoll und darum schwächerte sie ihn ein. Er glaubte, den Ozean vom Fuß einer Klippe aus zu sehen, und betete sie in stummer Ergriffenheit an. Das war aber durchaus nicht der Zweck, weshalb er in die Familie gebracht worden war; er sollte sie heirathen: Das hatten die Mütter abgemacht.

Die schöne Hortense, im Familienkreise „Moumoutte“ genannt, wurde gehörig zurechtgestuft. Kubry sei leicht zu leiten; man könne ihn förmlich an der Nase führen; sein Betragen sei gar nicht übel u. s. w. Das Fräulein ließ es sich gefagt sein und spielte die Liebenswürdige.

Die Damen wohnten in der Rue de Savoie; man hielt gute Nachbarschaft „Was meinst Du dazu?“ fragte die brave Wittve aus der Rue de Condé ihren Sohn. „Die Kleine hat sehr solide Grundsätze; die Leute gefallen mir; Dein armer Vater war der intimste Freund des Onkels Chaplard. Oh, oh, mein Reiffen zeigt eine Wetterveränderung an! Gott, dieses Biehn! Glaube mir,

vernachlässige die Damen nicht! Du mußt doch den Pachthof von Nondin kennen, links, wenn man Rogent verläßt? Der soll Hortenses Wittigst sein. Sie hat ein hübsches Gesicht, das Rädel, — und wie zuvorkommend sie ist!”

Emanuel, der von den Frauen gewöhnlich nur im Superlativ sprach, antwortete auf die Fragen seiner Mutter mit übersäumendem Enthusiasmus.

„Welche Schönheit!” rief er. „Wie edel und sanft ist ihre Physiognomie! So viel Feinheit mit so viel Unschuld gepaart! Die Seele eines Hirtenmädchens in dem Körper einer Königin!” Er wurde des Lobes nicht müde.

„Nun, stellen Sie den Antrag bald? Man muß doch zu Ende kommen,“ sagte Madame Chaplard, als sie mit ihrer Landsmännin allein war.

„Ja und nein, liebe Freundin. Mein Emanuel liebt Ihre Tochter im Prinzip und die Sache wird sich machen; doch er hat seit seiner Kindheit geschworen, nur nach Neigung zu heirathen, und wenn ich mich zu direkt einmische, wäre er im Stande, zurückzutreten. Warten wir also, bis er sich ausdrückt!”

Die Beziehungen wurden intimer. Der junge Mann besorgte Noten, brachte Bücher, begleitete die Chaplards nach dem Bou Marche, spielte mit Hortense Sonntag abends Dame und fing an, von seinen Armen Garn abwickeln zu lassen. Obwohl bisher nichts offiziell erklärt worden war, wurde die Heirath doch als beschlossene Sache angesehen. Die beiden Mütter blinzelten bei jeder Anspielung mit den Augen; man sprach mit dem Fräulein von ihrer Aussteuer und von den Verdäberungen, die vor dem Sommer eintreten könnten u. s. w.

Aubry war sich über diese kleine Verschönerung, deren Fäden so sichtbar wie Schiffstane waren, längst klar geworden; doch er fand die Situation ungenehm und ließ Alles gehen. Hortense, die Versäherische, Vollkommene, bewilligte ihm, ohne daß er es verlangte, alle kleinen Vortheile vertraulichen Verkehrs. Sie erzählte ihm ihre Pensionatsgeschichten, berichtete ihm mit einer von Zärtlichkeit bebenden Stimme die Excentriken ihrer Kasse, gab ihm zuweilen einen neckischen Schlag auf die Hand und reichte ihm bei Gelegenheit mit ihren rösigen Fingerspitzen ein Pralinée oder eine kandirte Marone. Und die Mutter Chaplard! Welche überaus treffliche Frau! Entgegenkommend, dienstbeflissen, das Herz auf der Zunge! Langweilig war sie nur, wenn sie auf das Thema der Krankheiten und auf die Alternativen zwischen einem Tode in der Blüthe der Jahre und dem Lebenslicht zu sprechen kam, das den Herrn Abbé Comperet von achtzehnjährigem Weiden befreit habe. . . . Doch enthüllte diese kleine Schranke der guten Dame nicht gerade ihre menschenfreundliche Natur?

Der brave Junge war fest entschlossen, seine Mutter mit einem Heirathsantrage zu betrauen, denn das Glück bot ihm sicherlich in der Rue de Savoie eine reizende Wittin und die beste aller Schwiegermütter. Er sagte sich, während er die Passage de Commerce hinaufging: „Ich werde morgen früh mit Roma darüber sprechen!” Doch der nächste Tag verging, ohne daß er den Mund aufgethan hätte. Warum? War er nicht in Fräulein Hortense verliebt?

Jeden Nachmittag ließ sich an einem bestimmten Plage in dem Tuilerien-Garten eine junge Frau nieder. Sie war klein und zart und kam, ein Kind an der Hand, um drei Uhr mit nachdenklicher Miene daher. An der gewohnten Stelle angelangt, die ihr Niemand streitig machte, übergab sie dem Kinde einen Ball, einen

Eimer und einen kleinen Spaten aus weißem Holz, streichelte es und machte es sich selbst auf zwei Stühlen bequem, wo sie der großen Ake den Rücken zukehrte. Ein Band Chateaubriand lag aufgeschlagen vor ihr, eine Stiderei ruhte auf ihren Knien, sie behielt die Handschuhe an und blieb in Nachdenken versunken. Sie war eine Blondine mit schwarzen Augen, der Typus der energischen Sentimentalen; ihre Taille, ihre Bewegung, ihre Haltung verrathen Jugendlichkeit; die Züge waren wohl etwas weß, doch der matte Blick erklärte zur Genüge, daß Das die Folge von Leiden und Schmerzen war. Die einfache Eleganz der Toilette deutete auf, eine bescheidene Stellung, eine, doch, nur, eine Frau, von Welt, wußte, dieses, Geschick und diese Vornehmheit besitzen. Während das Kind Sandhäufen baute, las die hübsche Frau, erhob die Augen und betrachtete die Bäume. Die Menge der Spaziergänger, die ferne Musik, das laute Lachen zerstreuter Gruppen: nichts entriß sie ihrem Sinnen. Manchmal, wenn man sich ihr näherte, richteten sich ihre Augen mit zärtlichem Ausdruck auf den kleinen Knaben und sie rief ihm wie eine Mutter, die sich nach Küßen sehnt, zu sich. Der Junge, der drei bis vier Jahre zählte, ähnelte ihr nicht, doch war er sehr niedlich. Seine Haare waren sorgfältig frisirt, seine Spitzenhöschen blendend weiß. Man hätte sie für eine Mutter halten können, die sich selbst vergißt, um alle Kletterie auf ihren Sohn zu übertragen. Punkt fünf Uhr hüllte sie ihn in ein leichtes Mäntelchen, das sie auf die Lehne des zweiten Stuhles zu legen pflegte, schloß ihr Buch und wandte sich, ohne sich zu beeilen, dem alten Garten zu. Sie ging an der großen Löwin vorbei, schritt, gleichgiltig gegen Alles, was sie umgab, an den Gebüschchen vorbei und lenkte mit harmonischem Gange ihre Schritte nach der Seine.

Zuweilen entdeckten sie Planeure, die auf der Suche nach leichten Abenteuern waren, unter ihrem einsamen Baum und machten Versuche der Annäherung, aber die Gespräche blieben Monologe; die junge Mutter warf dem Kinde einen engelhaften Blick zu und nahm ihre Lectüre wieder auf.

Eines Tages entdeckte sie auch Emanuel Aubry, ganz zufällig, denn er dachte gerade an Fräulein Hortense.

„Welche prächtige Brünnette!“ sagte er sich. „Und wie gut ihr diese ernste Miene steht!“ Sein erster Gedanke war Entzücken; dann brach sich ein unklarer, aber begeisterter Gedanke Bahn und er sagte sich: „Das ist ein Engel!“ Gerade in diesem Augenblick warf ihm die Unbekannte einen melancholischen Blick zu, in dem er ein ganzes Gedicht las, — und er war völlig besiegt. Außer sich vor Wonne, hätte er beinahe das Kind umgerannt, nahm den Hut ab, entschuldigte sich ungeschickt und ergriff die Flucht, während er in seiner Beelegenheit einige Worte stammelte.

Er schlief schlecht und am nächsten Tage ging er wieder in die Tuilerien, um den Baum zu betrachten, in dessen Schatten das reizende Phantom gezaust hatte. Das Wetter war schön; die Unbekannte war da. Sie streckte diskret ihre kleinen Füße aus und blätterte langsam die Seiten des „Atala“ um. Verwirrt grüßte er sie, aber diesmal, ohne den Jungen anzurennen, und er fühlte in sich etwas Ungeheures sich regen: er liebte zwei Frauen!

Seine christliche Natur empörte sich; er versuchte, sich mit philosophischen Formeln Vernunft zu predigen; doch er bekam davon nur Migräne. Keins der beiden Silber erblakte. Kühne Hypothesen umgaukelten ihn: „Wenn Fräulein

Hortense dieser unvergleichlichen Blondine gleiche, so würde ich sie heirathen; Mama wäre zufrieden, — und ich auch! Ja, aber dann würde die Dame aus dem Tuilerienhortense ähnlich sehen, . . . und die möchte ich auch heirathen . . .“ Er verwickelte sich, das Entsetzen packte ihn und er hielt sich bereits für einen geistigen Bigamisten. Endlich beschloß er, reiflich zu überlegen und dann zu wählen.

Er verglich also. Das heißt: er brachte seine Tage damit zu, von dem öffentlichen Garten in die Rue de Savoie zu laufen. Seine Bewunderung war zur Verzückung geworden. Er ging von einem Baum zum anderen und beobachtete die junge Mutter. Tausend unruhige Gedanken quälten ihn. Wenn er nur den Namen dieses osmanischen Geschöpfes erfahren könnte! War sie Wittwe? Ja, sie mußte Wittwe sein. Man hatte sie gequält, und wie eine Mimose hatte sie sich in sich selbst zurückgezogen. Welch ideales Wesen! Oh! ihre Goldstimme hören und sterben! „Sicherlich“ — so fügte er mit einiger Bitterkeit hinzu — „spricht sie nicht so rauh wie Hortense.“

So standen die Dinge, als plötzlich ein Herbstwind wehte und das leichte Gewebe der Stickerin auf dem Stuhle hin- und heranzog ließ. Die Unbekannte, die gerade las, bückte sich schnell, um den winzigen Gegenstand im Falle aufzuhalten, und nun entglitt das Buch ihren Händen. Immer mit den reinsten Absichten, aber glücklich, sich nützlich machen zu können, stürzte Emanuel hinzu, hob die „Mathez“ auf, die er vorsichtig mit seinem Taschentuch abwischte, und reichte den Band der Unbekannten mit einer Geste, die sagen wollte:

„Danken Sie mir nicht; es ist wirklich nicht der Mühe werth.“

Ihre Augen begegneten einander . . . Eine tiefe Erregung bemächtigte sich seiner; er fühlte sich verwandelt und wurde plötzlich kühn und berebt.

„Madame“, sagte er, die „Mathez“ an seine Brust drückend, „dieses Buch enthält seltsame Beschreibungen. Ach, warum kann ich Ihnen nicht beschreiben, was in mir vorgeht! Sie würden es sicherlich noch seltsamer finden.“

Sie erwiderte ihm nichts und er fuhr fort; und da die hübsche Frau ihn nicht unterbrach, so begann Aubry, ihr seine erstaunliche Situation zu schildern. In seiner Verwirrung hatte er einen abseits stehenden Stuhl ergriffen und ihn herangeholt, dann setzte er sich am Fuße des Baumes nieder . . .

Fünfzehn Minuten vor Fünf erhob sich die Dame, ohne den Mund zu öffnen oder ihn anzusehen, belud sich mit dem Spielzeug des Kleinen und wandte sich der Allee zu.

„Mein Gott“, dachte Emanuel ängstlich; „sollte sie taub sein, die Unglückliche?“ Er folgte ihr, Schweiß gebadet. Sie ging links um das Bassin herum, er rechts, — und Beide verließen, zehn Schritt von einander entfernt, den Garten. Gott, welche Haltung! Eine Tanzelse! Vor der Uhr der Rue Nouvelle angelangt, blieb die junge Mutter stehen und erwartete ihn.

„Mein Herr“, sagte sie zu ihm, „ich weiß aus Ihren Mittheilungen, daß Sie ein ehrenwerther Mann sind. Folgen Sie mir, bitte, nicht! Ähnen Sie mich, mein Herr. Ich bin eine anständige Frau . . . und stehe allein da!“

Mit dem Blick eines Seraphs nahm sie den Himmel zum Zeugen. Und das Kind von Noget hielt, von dieser einfachen Größe verwirrt, mit großer Nähe eine Thräne zurück. Umsonst versuchte er, zu sprechen, schwang leidenschaftlich seinen Hut und machte der Dame ein Zeichen, ihren Weg unbesorgt fortzusetzen. Sie ging über den Quai.

„Ich kann sie“, dachte Emmanuel, „aus der Ferne betrachten, ohne mein Wort zu brechen. Sie ist so reizend! Es erscheint mir unmöglich, daß sie auf dem Pont-Royal wohnt; Das ist also nicht indiskret. O meine Augen, begleitet mich wenigstens bis zum linken Ufer!“

Er lehnte sich über das Geländer und vertiefte sich in die Wonnen der Betrachtung. Die Unbekannte ging über die Brücke, ließ die Rue de Brie links liegen und bog in die Rue de Beaune ein.

Der brave Bursche erlaubte sich nicht, ihr weiter nachzuforschen. Sie war nicht taub; ihre Stimme war eine himmlische Musik . . . sie achtete ihn . . . er liebte sie! Der Rest war Nebensache.

Zwei Wochen später war die Intimität vollkommen. Frau von Agenor — sie hatte ihm ihren Namen anvertraut —, Wittve eines Fregattenkapitäns, der sie sehr unglücklich gemacht hatte, war sehr jung mit einem kleinen Kinde und geringen Mitteln einsam in diesem großen Paris zurückgeblieben. Sie lebte nur für ihren Jules, verbrachte ihre Abende in strenger Zurückgezogenheit und tröstete sich mit der Gesellschaft unserer geliebten Dichter. Das Alles wurde nach und nach, Stückweise, mit süßer Stimme erzählt. Aubrys sanft geliebteste Seele berauschte sich an dem Düften dieser romantischen Geständnisse.

„Ach, ich hätte es errathen! Sie haben viele Thränen vergossen!“ Damit unterbrach er sie in seiner Begeisterung. Er brachte dem Kinde Bonbons.

„Ich habe Dich sehr lieb“, sagte der Knabe zu ihm, während er ihn umarmte, „Du bist mein kleiner Papa. Und dann werden Dich meine Mamas auch lieb haben, wenn Du mir Geschenke machst!“

„Deine Mamas?“

„Geh spielen, mein Kind“, sagte die Dame lebhaft. „Du ermüdest den Herrn . . . Der Kleine wollte gewiß von meiner Schwester sprechen, die in Brie wohnt und ihn sehr verhätschelt.“ Frau von Agenor gestattete Emmanuel einen Händedruck, untersagte ihm aber, sie zu besuchen.

„Wir werden uns hier sehen“, sagte sie, „doch nirgends sonst. Die Welt ist zu boshaft. Uebrigens sollen Sie wissen“ — sie erröthete und verbarg ihr zierliches Gesicht in zwei schwedischen Handschuhen No. 6¼ — „ . . . mein, ich werde mich nicht wieder verheirathen; ich habe zu viel gelitten.“

Er tröstete sie, sprach ihr Muth zu und bot sich ihr in jeder Weise an, ohne Etwas zu sagen. Er heirathete sie in den Tuileries in Gedanken; ebenso hielt er in der Rue de Savoie um Hortensens Hand an. Und wie ein schwebender Körper, den zwei gleiche Gewichte belasten, fragte er sich, nach welcher Seite er sich neigen solle. Er schwor Frau von Agenor, der er zuerst Alles bekannt hatte, daß der Bruch mit den Chaplards beschlossene Sache sei. Bei Chaplards sprach er, um sein regelmäßiges Verschwinden am Nachmittag zu erklären, von botanischen Studien im Jardin des Plantes. Die Wittve sprach von einigen Büchern, die sie kaufen wollte; Aubry hatte den ingenidisen Einfall, ihr die Bücher zu bringen, die Fedulein Hortense gerade ausgelesen hatte. Darauf unterhielt er sich abwechselnd mit Beiden darüber, um ihren Geschmack mit einander zu vergleichen. Der Ausgang war überraschend: Beide hatten den selben Geschmack und schwärmten für Liebesgeschichten, die mit einer Heirath schließen. Auch er wäre durchaus für einen solchen Ausgang gewesen, wenn seine

Situation nur nicht so verzwickelt gewesen wäre! Und dazu hörte er von seiner Mutter fortwährend: „Aber so entschließe Dich doch, mein liebes Kind!“

„Bieber Freund“, sagte Frau von Agenor eines Tages zu ihm, „warum tragen Sie Ihr Pincenez in dieser Weise?“

Aubry legte gewöhnlich die Schnur seines Vorgnonns über sein rechtes Ohr — wie es die Bureauvorsteher thun —, um sich ohne Einbuße für seinen Ernst einen Anstrich von Eleganz zu geben.

„Wenn es Ihnen mißfällt, so werde ich nicht mehr thun.“

„Das nicht, aber es erinnert mich an meinen Mann“, setzte sie leise hinzu.

Der Verliebte nahm sein Messer und schnitt die Schnur ab. Noch an dem selben Abend verlor er das Pincenez.

„Wegen meines Neukeren wird man mich nie lieben“, dachte er. „Ich stelle übrigens höhere Ansprüche. Das Herz ist die Hauptsache. Ich werde mir eine Brille kaufen, dann brauche ich keine Schnur.“

Am nächsten Tage regnete es. Aus dem Spaziergang in die Tuilerien wurde nichts. Dafür erschien Emanuel, nachdem er seiner Mutter die Lokalnotizen vorgelesen hatte, in der Rue de Savoie. Als Hortense ihn sah, hatte sie einen Anfall von Lachkrämpfen. „Oh, Das ist ja nicht möglich! Mama, hahaha . . . sieh doch nur; er trägt eine Brille!“ Mama Chaplard lachte geräuschvoll mit.

„Ich habe nämlich mein Pincenez zerbrochen.“

„Unglücklicher, dann kaufen Sie sich ein neues. Haben Sie sich geschworen, mir nicht mehr zu gefallen?“

„Darüber würde ich mich nie trösten“, rief der Verliebte.

„Emanuel“, sagte die Mutter, „Sie sehen ganz gut aus; bitte, nehmen Sie es ihr nicht übel, daß sie Ihnen ins Gesicht gelacht hat . . .“

„Ich habe nur über die Brille gelacht; Das ist doch keine Beleidigung.“

„Tragen Sie Ihrem Alter Rechnung, lieber Freund; mit dem Ding da sehen Sie ja aus wie ein leidhaftiger Akademiker.“

Sie lachten noch, als er längst fort war.

„Ich werde mir eine Vognette kaufen“, dachte er. „Die kann man in der Hand halten und ich werde es beiden Damen hoffentlich recht machen.“

Etwas hinter dem Louvre blieb Aubry vor einem Laden stehen, der mit alten Büchern, Porzellan, Waffen aller Zeiten, wackeligen Möbeln und Rippesachen vollgestopft war. Der Händler stand in der Thür.

„Was wünscht der Herr? Altes Porzellan von Rouen? Güt und sehr preiswerth, ein wahrer Fund!“

„Haben Sie Schildpattvorgnonns?“

„Na, gewiß! In Hülle und Fülle. Historisches Genre und Phantaste, ganz nach Wahl! Das Vorgnon Talleyrands habe ich auch.“

„Was Sie sagen.“

„Ja, ja, von ihm selbst! Der Mann sah doch immer sehr klar!“

Verdutzt trat Emanuel in den Laden ein.

Der Trödler kletterte auf einen Sessel Louis Quatorze, über dem zwei Hirschgeweihe und eine Guitarre hingen, öffnete einen Renaissancefrank und nahm ein Fach heraus, das er auf den Ladentisch neben einen Pokal stellte.

„Wählen Sie“, sagte er protegirend.

Emanuel wählte in dem Fach und probirte Mehreres; keins der Vorgnon passte für seine Augen. „Haben Sie sonst nichts? Ich finde keins, das für mich passt!“

„Ich habe bessere, aber die sind theurer! Ich sagte Ihnen Das ja gleich.“

„Schön, lassen Sie sie sehen!“

Der Trödler wickelte äußerst sorgfältig zwei bis drei Seidenpapiere aus und schwang das Vorgnon Talleyrands. Es war ein Ding ohne den geringsten Werth. Aubrey wählte von Neaem in der Schublade und bemerkte plötzlich ein Vorgnon in Form eines Y mit ovalen Gläsern, in Silber gefaßt, so wie sie Decamps auf seinen Affenbildern zu malen pflegte. Er hatte da ganz bestimmt eine echte Antiquität, einen seltenen Gegenstand in der Hand.

Er hätte nicht von häuslicher Abstammung sein müssen, um Ueber-
raschung zu zeigen und sich dadurch beim Verkäufer zu verrathen.

„Das ist wohl für die Pantomime, wie?“

Achselzuckend hielt er das Ding vor die Augen und sah von der Schwelle aus gerade vor sich hin.

Seine Kurzsichtigkeit machte sofort einer unbegreiflichen Sehstärke Platz. Er entzifferte die Titel der vor ihm auf den Bücherbrettern stehenden Bände, unterschied auf der anderen Seite der Seine die Gesichtszüge der Vorübergehenden und zählte die Kanarienvögel, die in den Käfigen vor den Fenstern hingen. Nichts entging ihm; eine neue Welt bewegte sich vor seinen Augen. Ueberrascht kehrte er in den Laden zurück, wandte sich zu dem Trödler um und — o Wunder! — dieser Händler, der einen Teller abwischte, stand wie in einem Lichtkreis vor Aubreys Augen. Nicht eine Falte des Kragens, nicht eine Runzel des Gesichtes blieb ihm verborgen: er hätte die Haare des Mannes einzeln zählen können. Dann wurde das materielle Bild durchsichtig und hinter seiner Inöchernen Schale erschien das Gehirn. Emanuel sah durch die Stirne bis auf den Grund. Der Trödler dachte:

„Dieser Herr sieht wie ein Einfaltspinsel aus. Er wird das Vorgnon Talleyrands liegen lassen und das Ding kaufen, das er in der Hand hat. Es ist höchstens zehn Sous werth, ich werde es ihm aber für zwölf Francs verkaufen und ich denke, ihm außerdem mein angebliches Ronen-Porzellan anzuschmieren, das ich im letzten Monat in Malicorne fabriziren ließ. So oft mir ein solcher Dummkopf in die Hände gefallen ist, habe ich ein gutes Geschäft gemacht.“ Emanuel las Das in dem Gehirn des Händlers eben so leicht, wie wenn er ein Schild buchstabirt hätte. Er war über seine Macht erschreckt

„Haben Sie dieses Vorgnon probirt?“ fragte er.

„Nein; aber es ist ein Luxusgegenstand. Ich lasse es Ihnen für . . .“

„Für zwölf Francs; ich weiß. Gut, hier sind sie.“

Er entfernte sich schnellen Schrittes. Woher mochte dieser wunderbare Gegenstand stammen? Die Faune wandelte ihn an, einen neuen Versuch zu machen. Am Ende der Rue de l'Odéon zog er das Instrument aus der Tasche und beobachtete einen schwarz gekleideten Herrn, der inmitten einer Gruppe von einem Begräbniß zurückkam. Er trug eine traurige Miene zur Schau, weil er erbte, bezwang aber seine Freude mit großer Mühe und auf der Schwelle seines Gehirns tanzte nur ein Gedanke: „Der alte Onkel hatte ein zähes Leben . . . hat Der mich warten lassen! Na, schließlich haben wir's ja.“

Emanuel konnte nicht mehr zweifeln. Er schloß sich in sein Zimmer ein und betrachtete bis Mitternacht das geheimnißvolle Vornon. Man hätte glauben können, ein zusammengesetztes Mikroskop vor sich zu haben. Doch der glückliche Besitzer war nicht im Stande, das Problem des Instrumentes zu lösen.

Ganz und gar mit seinem Schätze beschäftigt, wuschte er sorgfältig den Holzgriff ab, den die Zufälligkeiten seiner unbekanntem Laufbahn mit einer Schmutzkruste überzogen hatten. Nach und nach zeigte sich die natürliche Farbe und am Fuße des Griffes wurden in einem leichten Einschnitt Schriftzüge sichtbar. Emanuel nahm eine Lupe und las:

„Sehen heißt Wissen. T.“

Er überlegte. Der Tröbler hatte sich wahrscheinlich vergriffen. Ja, Das mußte das Vornon Talleyrands sein. Konnte der große Menschenkenner nicht zu jenen Gelehrten, die in Egypten gewesen waren, in nahen Beziehungen gestanden haben? Was lag näher, als daß diese Leute ihm ein für den Diplomaten so werthvolles Instrument des Scharfblickes herstellten? Was war daran schließlich so erstaunlich, daß sich der Gegenstand bis in einen verräucherten Tröbelladen verirrt hatte? Weiß man denn heutzutage auch nur noch, was aus Königskronen wird? Das Großsiegel des Kaisers von China, das irgend ein Trunkenbold bei der Plünderung des Sommerpalastes fortgeschleppt hatte, war trotz den verheißenen Belohnungen nicht wieder gefunden worden und diente jetzt vielleicht in der Hütte eines Landmannes zum Maisstampfen! Wie viel leichter konnte ein Vornon von unmoderner Form in Vergessenheit gerathen! Hundert Personen mochten es probirt haben; es war nur für Den brauchbar, dessen unvollkommene Sehkraft gerade zu den Gläsern paßte. Dadurch, daß Aubry in der selben Weise kurzichtig war wie der Fürst, erklärte sich Alles; er sah daher in Folge einer natürlichen Folgerichtigkeit Alles, was der Fürst gesehen hatte. Nun hatte Talleyrand, trotz seinen schlechten Augen, einen durchdringenden Scharfblick. Der Bewohner der Rue de Condé trat also die Erbschaft des Fürsten Talleyrand an und das Auge der Wissenschaft zeigte ihm Häßlichkeiten, wo seine Augen als Schöpfung Gottes bis dahin nur Schönheiten geschaut hatten. Er fing an, sich zu fürchten, schloß das Vornon in seinen Schreibtisch ein, hing den Schlüssel des Möbels um den Hals, legte einen Revolver auf seinen Nachttisch und schlief ein. Aber er schlief sehr schlecht.

Am nächsten Tage frühstückte Emanuel zwanglos in der Rue de Savoie. Madame Chaplard hatte sich Mühe gegeben: Krabben, eine Côtelette und kalter Ruffschnitt mit Salat; aber mit welcher liebenswürdigen Anmuth wurde dieses bescheidene Menu geboten! Dann wollte man — Das war die Hauptsache — einen reizenden Ausflug machen.

„Wir werden mit dem Dampfer bis zur Brücke von Suresnes fahren. Sehen Sie, Saint-Cloud und Sèvres, Das ist so schön wie eine Landschaft auf einem Bilde. Wenn nur nicht die nackten Menschen wären, die im Flusse baden! Dort hat mit mein armer Anatole einst seine Liebe gestanden. Dann gehen wir zu Fuß bis Longchamp, dem Wasserfall und durch das Bois bis zum Arc de Triomphe zurück. Höchstens drei Stunden, wenn man flott marschirt. Ein reizender Ausflug! Meiner Portense ist sehr gut zu Fuß. Uebrigens werde ich kleine Kuchen mitnehmen. Die knabbert man unterwegs.“

Die brave Frau, der Emanuels ewiges Jögern bedenklich wurde, hatte diesen Ausflug mit dem „Fräulein Tochter“ geplant. Sie wollte den jungen Leuten im Gehen einen kleinen Vorsprung lassen und diesmal sollte das Opfer um jeden Preis Farbe bekennen.

„Sehen Sie nur!“ rief Hortense, in die Hände klatschend. „Die ganze Nacht hat es geregnet; ich hatte eine Furcht! Oh! . . . Doch jetzt ist ein ganz prächtiges Wetter.“

„Ja, ja, mein Herzchen,“ nälelte die Mutter mit verzückter Miene, „Gehen werden im Himmel geschlossen!“

Kubry, der beim Anblick der Sonne daran dachte, daß Frau von Agenor heute nach den Tuileries kommen würde, erwiderte kein Wort. Mit Verachtung jeglicher Konvention zog ihn Fräulein Chaplard am Arm in das Wohnzimmer und sagte zärtlich: „Sie haben Ihre häßliche Brille abgelegt; ich danke Ihnen.“

„Oh, ich sehe trotzdem klar,“ versetzte der junge Mann, wobei er den Arm des jungen Mädchens mehr als nöthig drückte; „erstens fühle ich Sie; und dann habe ich mir auch ein ausgezeichnetes Vorgnon gekauft!“

Dieses Frühstück zu Dreien, diese süße Vertraulichkeit, die immer bedeutungsvolleren Blicke der üppigen Brünette bezauberten den verliebten Kubry ganz und gar. Beim Kaffee dachte er schon nicht mehr daran, sich zu vertheidigen. Mutter und Tochter wechselten lange und verständnißinnige Blicke.

„Oh, welche reizende Intimität!“ murmelte er in jener Begeisterung, die der Glaube erweckt und die drei Gläser Beaune in Rührung verwandelt hatten. „Sie liebt mich, — wahrhaftig: hier weilt das Glück.“

Er fühlte sich seiner Sache gewiß, widerstand aber doch dem Verlangen nicht, die beiden Frauen auch innerlich zu prüfen. Er holte das Vorgnon aus seiner Westentasche hervor und richtete es unauffällig auf die treffliche Frau Chaplard. In der zweiten Halbkugel ihres Gehirnes hielt sie mit Mühe die Gedanken zurück, die einen Ausgang suchten. Die tollen Kobolde kammerten sich an den Vertikalnerv, der zur Zunge führt, und suchten wie kleine Teufelchen, die ihre unterirdischen Zufluchtorte auf einem Strick erreichen, zu entwischen. Aber der Wille der alten Dame beherrschte sie; und sie schäumten und rasten vor Wuth.

„Haha!“ zischelten die Kobolde, „Du willst nichts sagen, Du alte Zunge! Du boshafte Geheimnißkrämerin! Thut nichts; 's ist doch drollig! Wir haben ihn endlich, diesen Wimpel aus Rogent-le-Rotrou, der achttausend Francs Rente hat und nicht weiß, daß unser Gut mit Hypotheken belastet ist. Hihhi, er wird seinen Antrag stellen; Das sieht man! Du wirst Deine Börse schon für Schwiegermama machen aufmachen müssen, mein lieber Zunge. Ein gutes Geschäft, ein gutes Geschäft!“ Ein anderer kleiner Gnom steckte den Kopf aus dem Gehirn, lehnte sich auf das Sims dieses eigenthümlichen Fensters und sagte mit einem ironischen Seufzen: „Hihhi Kubry sieht recht schlecht aus; ich fürchte, er wird nicht alt. Wir werden den Heirathkontrakt danach aufsetzen. Meine Hortense mit fünf- undzwanzig Jahren Wittwe mit einem hübschen Vermögen: Das wäre das Ideal!“

Furchtbar erschreckt, richtete Emanuel sein Vorgnon auf die lebenswürdige Braut, die ihm in diesem Augenblick Chartreuse eingoß. Ihre naive Zärtlichkeit sollte ihn für die widerwärtige Schwiegermutter entschädigen. Die

schöne Stirn öffnete sich und das Innere des Gehirns erschien wie ein Buch, das von der Hand eines Gelehrten aufgeschlagen wird.

„Beunruhige Dich nicht, Mama“, dachte Hortense. „Ich finde ihn sehr gewöhnlich und sehr langweilig: Das ist mir gerade recht, denn so werde ich ihn leiten können. Der Mann ist mir überhaupt Nebensache; die Hauptsache ist, unabhängig zu werden. Ich habe meinen fertigen Lebensplan; sei nur ruhig. Der Herr Gemahl wird mich nicht stören!“

Kubry hatte vollständig genug und steckte das Vornon wieder ein. Er wurde blaß, ließ sich ein Glas Zuckerwasser geben und hatte nur den einen Gedanken, — sich aus dem Staube zu machen. Ihm thaten alle Glieder weh, etwa wie einem Manne, der einen schweren Fall gethan hat. Kurz darauf brach man gemeinschaftlich auf. Auf dem Pont-Neuf nahm er Deckung hinter einem Zinker, flüchtete sich von da hinter einen zweiten, erreichte endlich die Rue Dauphine und entfloh, so schnell er konnte. Ein Polizist sah ihn; doch da Niemand: „Haltet den Dieb!“ rief, so hatte der Vorfall keine weiteren Folgen. Von allen Thüren des Entsetzens vorwärtsgepeitscht, lief er die Rue Saint-André-des-Arts hinter, glitt am Wasser entlang und eilte über den Boulevard du Palais; auf dem Pont-au-Change rannte er gegen einen Maurer, der seinen Valetot tüchtig bestäubte; dann folgte er der Richtung des Boulevards. Er wollte sie auf eine falsche Fährte lenken, sie todtmüde machen, diese verdammten Weiber, denn noch immer glaubte er sich von ihnen verfolgt. Er hatte keine Worte mehr für seine Enttäuschung und seinen Grimm. Er beklagte den Kurzsichtigen, der Hortense heirathen würde. Ueber die Bastille und Bercy kehrte er nach Hause zurück, um die Familie Chaplard nie wieder zu sehen.

Am Eingang des Boulevard Saint-Germain fühlte er, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte, und ein Schauer ergriff ihn.

„Wohin? Du siehst ja aus, als wäre Dir ein Unglück widerfahren!“

Es war sein bester Freund, ein Kapitalist, der noch den Markthallen ging, um ein kleines Geschäft abzuschließen.

Emanuel, der noch immer in düsterer Stimmung war, versuchte, sich loszumachen. „Ich hab's eilig. Guten Abend!“

„Aber nicht doch! ich verlasse Dich nicht. Du siehst ja ganz merkwürdig aus. Meine Freundschaft für Dich ist Dir doch bekannt. Vertraue mir Deine Sorgen. Wir sind Brüder, und wenn Du meiner bedarfst . . .“ So sprach er noch fünf Minuten lang und der Andere, der unwillkürlich gerührt wurde, hoffte schon, an diesem Tage des allgemeinen Zusammenbruchs einen wahren Freund zu finden. Er öffnete sein Vornon und betrachtete ihn. Entsetzlich! Dem Kapitalisten fehlte jegliches Kapital und er machte ihm nur den Hof, um von ihm gelegentliche einige Tausendfrancs Scheine zu ergattern. Der Plan erschien klar und deutlich wie das auf ein Scheunenthor genagelte Raubzeug an der Außenwand seines Gehirns.

Bei dieser neuen Entdeckung wurde Kubry von einem kalten Schauer ergriffen . . . Zum ersten Male in seinem Leben ertönte aus seinem Munde der Spott, der das Totengldächchen der Illusionen ist.

„Du fragst mich, warum ich traurig bin?“ sagte er langsam. „Nun, weil ich ruiniert bin. Ja, ruiniert! Kannst Du mir süßzig Louis's'ores leihen?“

Der Freund lief weg. Da stieß Emanuel ein mephistophelisches Lachen

aus und verwünschte das ganze Menschengeschlecht. Was er Düsteres sann, wird kein Sterblicher je erfahren. Plötzlich, als er auf der Place Mandet angelangt war, heiterten sich seine Züge auf.

„Undankbarer, der ich bin!“ rief er. „Und Frau von Agenor? Wie! ich habere mit dem Schicksal wegen zweier Närrinnen und eines Deuchlers, die sich über mich lustig machten, während die anbetungswürdigste aller Frauen mich liebt und erwartet! Ach, an ihrer Aufrichtigkeit kann ich nicht zweifeln! Sie hat oft genug Herz zu Herz mit mir gesprochen! . . . Uebrigens weiß ich nur zu gut, wie hoch sie als Mutter steht, um nicht die Freundin in ihr zu schätzen! Ich bin frei und werde sie heirathen.“

Er sah auf seine Uhr: drei Uhr fünfzig Minuten. Dann sprang er in einen Wagen. „Nach den Tuilerien! Einen Franc fünfzig Centimes Trinkgeld!“

Die junge Frau sticht an einem Kindertragen. Ihr Gesicht lehnte im Schatten; sie hatte Etwas von einer Märchenerscheinung. Er hatte Lust, sie in die Arme zu nehmen: gewiß würde sie nicht schwerer sein als ein Blumenstrauch.

„Wie spät Sie kommen, lieber Freund! ich war schon ganz unruhig.“

Verliebt erwiderte er: „Sie sollen mir diesen Vorwurf nicht wieder machen, weder morgen noch sonst; denn . . .“

Frau von Agenor wurde roth und seufzte. „Wenn man allein ist, sehen Sie, so ist die Anhänglichkeit . . . die Freundschaft . . . Da regt man sich schnell auf!“

Sie fühlte, daß ihr Anbeter sich in der entscheidenden Krisis befand und wagte sich ein Wenig vor. Aubry antwortete nicht gleich, denn er sah zu seinem Aerger Neugierige zwischen den Kastanienbäumen.

„Sprechen wir nicht von Freundschaft,“ jäuselte er endlich; „ein anderes Wort ist hier am Plage; das Wort, das auf Erden das Eden begreiflich macht; die Vereinfamung zu Zweien.“

Das hübsche Geschöpf rief mit stidender Stimme ihren Jules, der sich zu weit entfernte; dann sonderte sie mit zarter Hand Emanuels Absichten.

„Das ist der Traum aller gefühlvollen Seelen; doch mein Leben ist aus und die Pflicht. . . .“

„Die Pflicht? Was sagen Sie? Wäre ich im Stande, es Ihnen gegenüber an Respekt fehlen zu lassen? Nein . . . ich habe nur einen einzigen Ehrgeiz: zu Füßen legen will ich Ihnen . . .“

Schon wieder näherten sich lästige Fußgänger. Frau von Agenor reizte mehr und mehr die indiskrete Neugier. Das Kommen und Gehen, das ein so köstliches Stelldichlein stürte, ärgerte Aubry. Er kam auf die Idee, die Herren zu vorgnottiren, um ihnen anzudeuten, er sei hier zu Hause. Er hatte die Gläser aber zu niedrig gerichtet und sah Frau von Agenor durch das Vorgnon. Sie schien ihm auf einmal nicht mehr so schön; eine Andeutung von Falten am Hals und einige leichte Runzeln im Gesicht tropften allen kosmetischen Nachhilfen; das Vorgnon deckte sie mühelos auf. Die grazids nach den Brauen in Ringeln heruntergezogenen Haare waren nicht echt; doch der Vorhang war zu dicht, so daß es Emanuel nicht gelang, in den Sitz der Gedanken einzudringen. Warum lieferte diese Stirn die Geheimnisse des Gehirns nicht aus? Sie schien doch durchsichtiger zu sein als die Stirn Hortenses. Lag es am Vorgnon? Trübte die Liebe Emanuels Scharfblick? Eine leichte Wolke schwamm zwischen

ihm und der jungen Frau; das Bild gelangte nur schwach und verwischt zu ihm. Von krankhafter Neugier erfüllt, hauchte er auf die Gläser, rieb sie ab und lorgnettirte eigenfönnig die Wittve des Seemanns.

Nach und nach bemerkte er, wie das Phänomen, das auf der Augenfläche des Gehirnes unsichtbar war, sich auf den Lippen deutlich zeigte. Die junge Mutter dachte Mehreres zu gleicher Zeit, so daß die Strahlen einander neutralisirten; aber diese verschiedenen Gedanken stiegen gleichzeitig als Worte zu ihrem Munde herab. Ihr Wille hielt die einen dort zurück, während die anderen ungehindert in Säßen hinausströmten. Die Worte, die sie nicht aussprach, blieben aber wie Bläschen am Rand der Lippen haften, gruppirtcn sich und gaben ihren eigenthümlichen Inhalt wieder. Aubry verstand zwei Reden zu gleicher Zeit: die eine durch das Ohr, die andere durch das Auge. Er hörte und las gleichzeitig und folgte geduldig der Entwicklung dieses seltsamen Dualismus.

Die liebenswürdige Blonde erzählte reizende Dinge. Sie beschrieb verächtelt die Reize erlaunter Zuneigung, die süßen Träumereien des unter den Zweigen versteckten Nestes und skizzirte eine Liebe, die die Ewigkeit der Zukunft sucht, ohne sich bei den traurigen Eifersüchteleien der Vergangenheit aufzuhalten. . . . Und während ihre reizenden Händchen die Zweige eines Rosenhags auseinanderbogen oder, wie ein frommer Levit, die Lilien aus dem Korbe vor dem Oberpriester austreuten, las Emanuel begierig von ihren Lippen den anderen Gedanken, die unausgesprochene Rede, das Geheimniß ihres Innern.

„Cécile Merusard,“ sprach das poetische Wesen zu sich selbst; „Das ist das Gute, wenn man sich aufzuspielen weiß. Du hast eine neue Haut anziehen und Jemand ernsthaft kapern wollen: Das ist gelungen. Der hier ist dazu wie geschaffen; man könnte ihm die unglaublichsten Geschichten erzählen! Gleichviel: ich muß mich zusammenehmen, so lange noch nichts abgemacht ist; er könnte im letzten Augenblick stutzig werden. Du wirst eine böse Viertelstunde haben, meine Liebe. Wie wird sich der Stimpel anstellen, wenn er erfährt, daß Du gerade so Frau von Agenor bist wie er der Großtürke? Und Dein Mann, der Fregattenkapitän? Wo willst du seinen Totenschein, ja auch nur seinen Taufschein hernehmen? Und Jules? Er paßte doch so gut in das Genrebild. Darfst Du ihm gestehen, daß er, der Sohn Deiner Milchfrau, nur des besseren Effectes wegen ausgedorrt war? Das ist eine bittere Pille! Daher sehe ich Dich auch in Verlegenheit. Ich begreife Das. Allerdings kann man sich mit einer großen Szene à la Cameliendame aus der Affaire ziehen; doch halte Deine Trümpfe bereit. Na, kurz, Du hast ihn geangelt und er will Dich haben. Das ist viel. Bereite ihn vor. Los mit dem Gefühl und dem Gemüth! Ich sehe Dich in großer Verlegenheit, meine arme Cécile.“

Aubry wäre fast ohnmächtig geworden. Er murmelte: „Ich muß mich irren. . .“, wuschte noch einmal die Gläser des Lorgnon's ab und sah Frau von Agenor noch einmal an. Ja, da war keine Täuschung möglich. Die schrecklichen Worte, die abscheulichen Enthüllungen drängten sich in groben Klumpen um den Mund und die sentimentalen Phrasen glitten dazwischen kaum wie Wäpfelein zwischen Felsenmassen hindurch.

Der junge Mann zweifelte nicht mehr. Dennoch wollte er das Entsetzliche noch einmal sehen. . . . Vergeblich reinigte er sein Lorgnon zum dritten

Male. Die Gläser waren durchsichtig. Was ihn am Sehen hinderte, waren zwei dicke Thränen, in jedem Auge eine. Wankend erhob er sich, stützte sich auf den Stuhl und stammelte: „Adieu, Cécile Mercard; ich wünsche Ihnen viel Glück. Die Zeit gehört den Parodien, Cécile, Sie werden Erfolg haben.“

Von Schmach und Schande erdrückt, erreichte der arme Teufel mit großer Mühe die Rue de Condé.

„Nichts ist wahr,“ sagte er; „die Welt ist gräßlich. Ach, wie ekelhaft ist das Leben, wenn man ihm auf den Grund sieht! Ich bedurfte so sehr der Liebe und des Glaubens! Alles entflieht mir. Was soll aus mir nun werden, da ich weiß, daß kein Wesen gut ist?“ Er warf sich auf einen kleinen Divan in seinem Zimmer und überließ sich seiner Verzweiflung.

„Willst Du nicht essen, mein Herz?“ fragte seine Mutter, die Thür behutsam öffnend.

Mein Herz! . . . Aubry schwieg und verließ mit ihr das Zimmer. Ein abscheuliches Mißtrauen bemächtigte sich seiner. Vielleicht war auch Das wie alles Andere eine Komödie, ein Betrug . . . Lieber sterben! Ein Sprung in die Seine würde Allem ein Ende machen.

„Du weinst, mein armer Junge? Was hast Du denn, großer Gott?“

Die alte Dame trat zitternd auf ihn zu und legte ihren Arm um seinen Hals. Mit einer häßlichen Bewegung schüttelte er sie ab: „Laß mich!“

Und um seinen Entschluß unabänderlich zu machen, wagte er verzweifelt, die letzten Schleier zu zerreißen; er richtete das Vorgnon auf seine Mutter. Die Stirn dieser Frau war glatt und durchsichtig; er konnte in das Innere hineinblicken wie in ein Glashaus. Ein einziger Gedanke nahm thätig, aber friedlich den ganzen Raum des Gehirns ein. Seine Ausstrahlungen sprachen von dem geliebten Sohn, von dem für Emanuel erträumten Glück, von der unendlichen Bärtlichkeit einer Mutter. Sie liebte ihren Sohn mehr als sich selbst, mehr als Alles . . . nur ihn. Dieser Gedanke hatte in seiner frommen Unbeweglichkeit einen feierlichen und rührenden Charakter; er erschien mit weißen Flügeln wie ein Engel in den Legenden.

„O Mutter, vergieb mir“, rief der junge Mann und zerfloß in Thränen. „Ich habe an Dir gezweifelt, weil die Anderen mich getäuscht hatten! Du aber liebst mich! . . . Und auch ich liebe Dich! Ich lebe wieder, ich bin getröstet!“

Er öffnete eine Schublade und hielt dazu tausend Reden, die die alte Frau nicht verstand.

„Sehen heißt Wissen, Du Vorgnon Talleyrands?“ rief er. „Verflucht sei diese Weisheit! Wissen heißt Leiden! Lieber will ich der Narr meiner Träume sein. Ich ziehe die Kurzsichtigkeit, die mich glücklich machte, dem Scharfblick vor, der die Seele ausddert. Liebe mich, Mutter! Glauben und Lieben: Das ist Weisheit. Ich will wieder kurzsichtig werden!“

Dann nahm er aus der offenen Schublade einen kleinen Hammer und zerhug damit das geheimnißvolle Vorgnon.

Paris.

Quésnay de Beaurepaire.

(Zules de Blouvet.)



Dom Wesen der Juden.

Der „Zukunft“ hat neulich Herr Philipp Frei — frei nach Lombroso — versucht, die besonders charakteristischen Eigenschaften der Juden oder, wie er es nennt, die „Pathologie der jüdischen Volksseele“ auf die soziale Lage der europäischen Juden im Mittelalter zurückzuführen. Der Gedanke liegt ja sehr nahe, dürfte sich aber mit den Ergebnissen der modernen Anthropologie nicht vereinigen lassen. Mindestens müssen wir, um den Ursprung der Charaktereigenschaften des jüdischen Volkes festzustellen, weit hinter das Mittelalter zurückgehen, das höchstens bereits gegebene Grundelemente beeinflusst haben kann. „Des jüdischen Volkes“, sage ich mit Absicht. Frei wirft dagegen die Frage auf: „Sind die Juden als die Korreligionen einer seit zwei Jahrtausenden in alle Welttheile zerstreuten, nach Lombroso mit Ariern zu fünfundneunzig Prozent vermischten Rasse, ohne politische und seit mehreren Jahrhunderten auch ohne literarische Gemeinsamkeit, ein Volk? Haben sie von den Ariern trennende Eigenschaften, die nicht durch Zwangsverhältnisse erklärbar sind?“ Ueber den zweifelhaften Sammelbegriff der „Arier“, unter den man die heterogensten Elemente gezwängt hat, will ich mit ihm nicht rechten; aber er wirft Zweierlei zusammen, was nichts mit einander zu thun hat: Rasse und Volk. Ein Volk sind freilich die Juden nicht; sie haben weder eine politische noch eine literarische Gemeinschaft. Aber Das ändert nichts an ihrer Zusammengehörigkeit als Rasse. Wohl hat es eine Zeit gegeben, die „Rasse“ und „Volk“ als identisch behandelte, und besonders die Franzosen liebten diese Art von patriotischer Anthropologie; aber die heutige Wissenschaft erkennt nur noch somatische Rassenmerkmale an, nicht linguistische oder politische. Darum hat man die „indogermanische Rasse“ preisgegeben, die Rassen Einheit der Juden ist aber bestehen geblieben. Was sind nun eigentlich die Juden, anthropologisch betrachtet? Man hielt sie früher für Semiten und Frei hält sie heute noch dafür, wie seine Bemerkung ergibt, „die intellektuelle Nervosität der Juden sei kaum als semitische Rassen eigenthümlichkeit denkbar, dagegen spreche die geistige Trägheit und Apathie der reinsten lebenden Semiten, gewisser arabischer Stämme.“

Es ist hauptsächlich von Vuschan, der nachgewiesen hat, daß die Juden nicht zu den semitischen Völkern gehören. In alter, vormykenischer Zeit, um 2000 vor Christus, sah an der syrischen Küste und in den Libanonländern eine ganz homogene Bevölkerung, die von den Semiten der arabischen Halbinsel verschieden war. Zunächst somatisch: im Gegensatz zu den dolichokephalen Beduinen waren diese Stämme stark brachykephal, breit- und kurzschädlig. Die Nasen waren groß, während der Semit eine kleine, zarte Nase hat, und der allgemeine Körperbau war plumper als der semitische. Auch die Kultur war in sich abgeschlossen. Sie sprachen eine nicht semitische Sprache und hatten eine eigene Bilderschrift, deren völlige Entzifferung nur noch eine Frage der nächsten Zeit zu sein scheint. Ausgegrabene Denkmäler und Felsenreliefs beweisen, daß sie verstreut das nördliche Kleinasien, in kompakter Masse das südliche Kleinasien und die Westküste des Bosporus bewohnten, die heute noch ein Hauptcentrum der Armenier sind. Das Letzte ist für unsere Frage besonders wichtig. In der Bibel treffen wir sie als Hethiter, Sergi nennt sie Etei, die Engländer sagen: Chatti, Hitti oder Hittites.

Egyptische Quellen aus der Zeit des zweiten Ramses lehren uns, daß sie ein großes Reich bildeten und den Egyptern gefährlich wurden. Ramses der Zweite besiegte sie — wie ja aus dem Heldengedicht des Pentaur allgemein bekannt ist —, es dürfte aber ein Pyrrhusieg gewesen sein, denn eine Tochter des Hetäerfürsten wurde Gemahlin des ägyptischen Königs. Aus späterer Zeit haben wir vereinzelte Berichte über kleinere Zwistigkeiten. Reichlicher fließen die Quellen dann erst wieder nach der Aufrichtung des großen assyrischen Königreiches. Das Hetäerreich entfaltete sich zu höchster Blüthe, erreichte im neunten Jahrhundert vor Christus den Gipfel seiner Macht und zerfiel dann allmählich. Die einzelnen Theile erhielten sich zuerst noch selbständig, machten gelegentlich auch den Assyriern zu schaffen, fielen ihnen aber schließlich zum größten Theil zur Beute. Aus den späteren assyrischen und den neubabylonischen Quellen ergibt sich, daß die Provinzen nach dem Zusammenbruch des assyrischen Weltreiches an Persien u. s. w. kamen. Die Berichte der Bibel entstammen einer so viel späteren Zeit, daß sie uns über diese historischen Vorgänge nicht aufklären können; daher war es nöthig, etwas weiter auszugreifen.

Südllich von den Hetäern, auf der arabischen Halbinsel, wohnten die Semiten, — wohl vor Jahrtausenden schon unter den selben Verhältnissen wie noch heute. Sie vermehrten sich stärker, als die Bodenerträge ihres unfruchtbaren Landes gestatteten, so daß das Bedürfnis einer Auswanderung entstand.

Nach Süden, Osten und Westen lag das Meer. Im Südwesten, da, wo die Halbinsel an Afrika stößt, fand wohl zu Zeiten eine Auswanderung dorthin statt: die heutigen Rassa sind die Nachkommen jener Semiten. Im Allgemeinen aber drängte die Bewegung nach Norden, und wie heute noch viele Beduinstämme — ich erinnere an die Schammar und Anezer — weit hinauszuwandern, so drangen die Semiten damals in das Gebiet der Hetäer ein.

Ueber die Kämpfe, die darauf folgten, werden wir kaum je Genaueres erfahren; dafür ist ihr Resultat um so offenkundiger. Die Semiten vermischten sich mit den Hetäern und brachten ihnen semitische Sprache, Schrift und Religion. Die Erinnerung an diese Einwanderung lebt in der Gestalt Abrahams (Abu Rasm — Vater der Völker) fort. Macht die Sage Abraham doch auch zum Erfinder der Schriftzeichen. Nichts war natürlicher, als daß der von Süden kommende Stoß sich unter den Hethitern fortpflanzte. Ein Theil von ihnen wandte sich nach Westen, dem merkwürdigen Gesetze folgend, das alle Völkerwanderungen seit der Urzeit beherrscht hat. Sie zogen weithin durch Südeuropa; und bis zu den Guanzen der Kanarischen Inseln können wir ihre Spuren verfolgen.

Und wieder Jahrtausende später, nachdem er dem großen Propheten von Nazareth die Ruhestätte für sein müdes Haupt verweigert hatte, zog Ahasver aus dem Lande seiner Väter. Die Juden zerstreuten sich in alle Welt. Wohl floß auch semitisches Blut in ihren Adern; aber wenn wir es hoch schätzen, können wir sagen: in den heutigen Juden sind zwanzig Prozent semitisches Blutes, — mehr sicher nicht. Fast nirgends vermischten sie sich mit den Völkern, bei denen sie Wohnsitz nahmen, und dadurch ist auch ihr Typus unverändert geblieben. Mir ist Freis Behauptung, daß die Juden keine von den Ariern trennenden Eigenschaften besäßen, die nicht durch Zwangsverhältnisse erklärlich wären, unverständlich: es sei denn, daß er von anderen als somatischen Eigenschaften spricht.

Um annähernd ein Bild der ursprünglichen Rasse, aus der unsere Juden hervorgegangen sind, zu gewinnen, muß man sich die Bevölkerung ihrer Urheimath ansehen. Ueberall im vorderen Orient, wo einem Zuzug von außen irgend welche Hindernisse entgegenstanden, sieht heute noch eine homogene Bevölkerung von hetäischem Typus, so in den meisten Dörfern von Mesopotamien, des Libanon und des Antilibanon, im südlichen Kleinasien bei den Tachlari, Hamzarije, Sigilbajchen und anderen Stämmen. Vor Allem aber sind die Armenier von unseren Juden somatisch nicht zu unterscheiden.

Hier komme ich nun zur Pathologie der jüdischen Volksseele. Die armenische Volksseele kann sich nicht im mittelalterlichen Europa zu ihrer heutigen Form entwickelt haben; läßt sich also eine Parallele zwischen ihr und der jüdischen Volksseele ziehen, so kann auch die Pathologie der jüdischen Volksseele nicht auf das mittelalterliche Europa zurückgeführt werden.

Der Armenier — oder, wie der Türke sagt, der „Hakk“ — spielt im Orient genau die Rolle des Juden im Occident. Er ist der geriebene Kaufmann, der sich am Besten auf den Handelsprofit versteht, und der berückigte Wucherer, dem nur in Kleinasien der Grieche das Terrain streitig macht. Nicht umsonst spricht Bodensiedt von „Hakk's schlauen Söhnen“. Alle krummen Wege im wirtschaftlichen Daseinskampf, die den Juden in Europa verhasst gemacht haben, sind auch dem Armenier vertraut. Muß Das der Rasse also nicht schon lange, lange vor den mittelalterlichen Verfolgungen in Fleisch und Blut übergegangen sein? Dann wären diese Judenverfolgungen ja nichts als sekundäre Erscheinungen, in denen sich das empörte Volksgefühl hier und da Luft machte. Unterscheiden sie sich von der modernen Armenierhege der Türken? Ich gebe zu, daß die soziale Lage der Juden im Mittelalter ihre charakteristischen Eigenschaften noch schärfer ausprägen konnte, aber ich bestreite mit aller Bestimmtheit, daß diese Lage sie erst hervorgebracht hat.

Schließlich ein Wort über die Psychologie des Zionismus. Die Juden sind, dem jüngeren Westeuropa gegenüber, ein uraltes Kulturvolk. Sie haben Zeitalter des Aufganges und Niederganges hinter sich. Einst, auf ihrer Höhe, waren sie Helden, Philosophen und Dichter, jetzt sind sie Vertreter der äußersten *décadence*. Sie sind fleißig und verstehen Geld zu häufen, aber das Geld dient ihnen nur dazu, sie zu weiterem Gelderwerbe zu spornen. Das ist Parvenuthum oder geistiger Parasitismus: ich glaube, die zweite Annahme ist richtig.

Abasver, der Alte, ist müde geworden. Erst hat er den Kampf um die fremde Scholle mit allen Mitteln bestanden, und wo er Fuß gefaßt hatte, machte er sich breit und scharrte Geld zusammen, um sich in der neuen Heimath behaglich einzurichten. Da ertönt plötzlich eine lange vergessene Stimme, erst in weiter Ferne, dann immer näher: die Stimme der Sehnsucht, des Heimwehs, — und in das Klirren des Goldes mischt sich ein neuer Ton, ein Rauschen wie von verlorenen Quellen.

Und er breitet seine Krone verlangend aus und spricht: „Laßt mich heim.“

Etwas unendlich Rührendes ist dieses Erwachen des Gefühlslebens in der ersten Stunde. Aber wünscht sich nicht Jeder, in seiner Heimath zu sterben?



Selbstanzeigen.

Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Von Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Nancy. Autorisirte Uebersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Dresden und Leipzig, Karl Reizner.

Frau Förster-Niepsche veröffentlicht hier kürzlich den Bruchtheil einer Vorrede zu ihrer deutschen Ausgabe des Buches „La Philosophie de Nietzsche“, das Herrn Professor Henri Lichtenberger zum Verfasser hat. In dieser Vorrede stellt und beantwortet sie sich und Anderen die Frage: „Wie kommt es, daß ein Franzose der gesammten Gedankenwelt meines Bruders so nahe steht?“ Sie findet da, daß „Niepsche ein Deutscher mit französischer Kultur ist“ und „ein deutsches Herz mit französischem Esprit vereinigt.“ „Auch Herr Lichtenberger“, fährt sie fort, „muß Etwas von dieser deutsch-französischen Geistesmischung haben, daß er im Stande war, meines Bruders intimsten Gedankengängen in so bewundernswürdig zarter Weise nachzugehen. Vielleicht aber hat es noch einen anderen Grund, daß es einem Franzosen gelungen ist, das ganze Hochgebirge der Philosophie meines Bruders in scharfen Umrissen klar und deutlich vor uns hinzustellen. Wir Deutschen stehen der Beurtheilung zu nah; durch die Vorgänge der Schriften seiner Kritiker oder sogenannten Verehrer und Ausdeuter wird uns zuweilen der Blick auf die Firnenhöhe seines Geistes genommen.“

Diese beiden Faktoren — deutsch-französische Geistesmischung und der nöthige Abstand vom Studien-Objekt — machen auch die Vorzüge des auf gründlichem Quellenstudium und umfassender Stoffbeherrschung beruhenden Werkes über Richard Wagner aus, das Lichtenberger schon vor dem Niepsche-Buch veröffentlicht und das jetzt in dem selben Verlag erscheint wie die „Philosophie Fr. Niepsches“. Da ich dieses Buch übersezt habe, so wird man mir eine „buchstäbliche“ Kenntniß seines Inhaltes nicht absprechen. Ich möchte aber trotzdem Alles, was ich darüber auf dem Herzen habe, mit den Worten des Autors selbst sagen: „Gerade weil die meisten Werke, die von Wagner handeln, eher Werke für und gegen Richard Wagner als über ihn sind, will ich mich im Gegentheil bestreben, mehr zu beschreiben als zu urtheilen, mehr Thatsachen zu bringen als subjektive Werthschätzungen vorzunehmen, mit einem Wort: ein historisches, kein polemisches Werk zu bieten.“ Diese Tendenz macht das Buch, das bei dem ungeheuren Stoff, der zu bearbeiten war, in der deutschen Ausgabe 570 Seiten füllt, zu einem im guten Sinn vollstündlichen. Nicht nur das Dichten und Denken des bayreuther Meisters, sondern sein ganzes Leben wird vor uns entrollt; vor Allem wird seine musikalische Entwicklung durch alle Stadien verfolgt. Wir erhalten eine Quintessenz seiner Theorie der Musik und überall, wo das rein Musikalische den Vorrang einnimmt, wo es zur Erklärung eines Charakters wie des Hans Sachs, einer Szene wie des Liebestodes der Isolde den Schlüssel des Verständnisses bietet, wird es nicht allein durch wissenschaftliche Daten, sondern

durch ein Stück nachempfundenen Russelebens verdeutlicht. Seine Liebe zu Wagner und zur Wagnerkunst verführt den Verfasser nirgends dazu, partiell zu werden und zu raisonniren, statt darzustellen, bewahrt ihn aber vor jener kalten Pseudo-Objektivität, die nichts als eine verkappte Verneinung ist. Seine umfassende Studie über die Nibelungen saga und das Nibelungenlied und seine Geschichte der deutschen Sprache, die in gewissem Sinn Vorstufen des Wagnerbuches sind, gaben ihm die Grundlagen zu einer auf das rein Thatsächliche gerichteten Darstellung und erklären die Virtuosität, mit der er die Sprache der Prosawerke Wagners beherrscht. Nicht verschweigen will ich, daß Professor Lichtenberger, der die Korrekturen der deutschen Ausgabe mitgelesen hat, zu der stilistischen Abrundung der Darstellung nicht wenig beigetragen hat, so daß ich sie als glänzend bezeichnen darf, ohne in den Verdacht des Selbstlobes zu gerathen. Das Buch verfolgt nicht die Absicht, die — jedes in seiner Art — unersehblichen Werke von Dinger, Masenapp, Chamberlain und Riehsche zu ersetzen, sondern trägt ihnen, bei aller Selbstständigkeit, in weitem Umfang Rechnung. Es wird darum dem intimen Wagnerkenner zwar keine neuen Thatsachen, wohl aber neue Gesichtspunkte bringen und ihm schon deshalb willkommen sein, weil es mit der Kraft einer Sammellinse das allzubreit zerfließende Detail konzentriert, das Wesentliche heraushebt und ein geschlossenes Gesamtbild entwirft, das gerade der „Intime“ nicht immer vor Augen hat. Aus dem selben Grunde wird es Allen willkommen sein, die eine erschöpfende und doch nicht allzu breite Biographie und Gesamt-Würdigung des Meisters suchen. In diesem Sinn sei das Buch auch den Wagner-Vereinen bestens empfohlen.

Friedrich von Dppeln-Bronikowski.



Medizin und Recht. Medizinisch-juristisches Handbuch bei Ehescheidungs- und Vaterschaftsagen u. s. w. Jena, Hermann Costenoble. 1899.

Mein Buch ist kein fachwissenschaftliches, das sich etwa nur an den engen Kreis der Gerichtsärzte wendet. Aber eben so wenig ist es eine populäre Darstellung der gerichtlichen Medizin. Solche Schriften giebt es zur Genüge und ihre Zahl zu vermehren, — dazu lag kein Anlaß vor. Vielmehr hatte ich den Ehrgeiz, eine gemeinverständliche Darstellung derjenigen medizinisch-juristischen Fragen zu geben, die ausschließlich oder doch überwiegend das Interesse des Einzelnen angehen und deren gerichtliche Entscheidung der Privatmann selbst betreibt oder wenigstens durch seinen Antrag einleitet. Diesem Ziel entsprechend, hat mein Buch in seinen meisten Theilen einen anderen Inhalt als die bekannten Lehrbücher der gerichtlichen Medizin und vermag Neues zu bieten.

Die medizinische Seite des Ehescheidungsrechtes z. B. wird in dem zweibändigen Werk von Casper-Riman auf wenigen Seiten abgehandelt und durch kaum ein Duzend Fälle kasuistisch illustriert, während sie mein Buch fast bis zur Hälfte ausfüllt. Der Abschnitt meines Werkes „Aus welchen medizinischen Gründen wird eine Ehe für nichtig erklärt oder geschieden?“ dürfte die erste Monographie über dieses Thema sein, obgleich allein in Sachsen jährlich gegen

neunhundert Ehen geschieden werden, — von der enormen Zahl der zurückgewiesenen Anträge nicht zu reden. Die juristischen Beziehungen der Syphilis zum Eherecht sind geradezu überraschend mannichfach. Ferner habe ich für durchaus erforderlich gehalten, dem eisernen Bestande der gerichtsarztlichen Kontrovertirung die wichtige juristische Frage der syphilitischen Erkrankung für das Eherecht, die Bedeutung der Kastration, der antikonzeptionellen Mittel, der erblichen Belastung und der Verpflichtung zu ärztlichen Eingriffen hinzuzufügen, während ich mich bezüglich des ärztlichen Berufsgeheimnisses und Operationrechtes damit begnügen konnte, die vorhandenen Arbeiten nachzuprüfen und zu ergänzen.

Ganz besonders habe ich mir angelegen sein lassen, alle Ausführungen durch eine reiche Kasuistik zu veranschaulichen und dabei hauptsächlich höchstgerichtliche Entscheidungen zu Grunde gelegt, um eine zuverlässige Richtschnur für das praktische Leben zu gewinnen. Alles in Allem kann ich sagen, daß ich mich bemüht habe, dem Leser Kenntnisse und verständigen Rath in Angelegenheiten zu übermitteln, von denen sehr häufig das Wohl und Weh des Einzelnen abhängt.

Leipzig.

Dr. Wilhelm Rudeck.



Planetenerfeuer. Ein Zukunftsroman. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Nur in flüchtigen Strichen, nicht als breit und vollständig ausgeführtes Kulturgemälde, wollte der vorliegende Roman ein Bild von Zuständen zeichnen, wie sie vielleicht im Jahre 1999, zumal in Deutschland, entstanden sein werden. Es war mir darum zu thun, die Vermuthung zu begründen, daß die Kulturmenscheit in hundert Jahren technisch und wirtschaftlich viel mächtiger fortgeschritten sein wird als moralisch; und auch die steigende Unnatur und Nervosität werfen nach meiner Auffassung scharfe Schlaglichter in das Zukunftsbild. Unter diesen Gesichtspunkten versuchte ich, zu entwickeln, wie sich im Lauf eines Jahrhundertes Staatssozialismus und Kartose, Gedankenlesen und Lustsport, Verirrungen religiöser Schwärmerei und künstlerisches Experiment, internationales Gaunerthum und Weltfriedensfrage, Frauenemanzipation und thanatognostische Erkenntniß der letzten Räthsel ausgestalten können. Und wenn ich am Schluß eine unirdische grauenhafte Katastrophe über dieses ganze Treiben hereinbrechen lasse, so bestimmte mich nicht das Bedürfniß nach Sensation, sondern der Gedanke an die Wingigkeit unserer ganzen Hochkultur gegenüber den Mächten des Weltalls, auch an die Macht heroischen Pflichtgefühles und edelster Barmherzigkeit. Prophezeien ist erlaubt, wenigstens in dichterischer Form. Wer es thut, hofft wohl meistens, in seinen Mitmenschen Gedanken auszulösen, die in die Zukunft wirken. Das mag eitel und vermessen sein; aber nur solches Hoffen läßt eine Prophezeiung halbwegs als vernünftiges Thun, nicht nur als ein Spiel phantastischer Laune erscheinen.

München.

Rag Hanshofer.



Des Nankees Erwachen.

Wie man sich durch das Blühen und Gedeihen unserer deutschen Industrie nicht abhalten lassen soll, immer und immer wieder auf die Kurs-übertreibungen unserer Aktienwerthe hinzuweisen, so sollte man wiederum bei der Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse niemals aus dem Auge verlieren, welcher ungeheure Aufschwung dort trotz allen peinlichen Zwischenfällen seit dem letzten Kriege stattgefunden hat. Je mehr das alternde Europa als Ganzes seine geschichtlich begründete Ueberlegenheit einbüßt, desto mehr wird es Sache der Einzelnen, seiner Kaufleute und Fabrikanten, sich selbst einen Antheil an der rapiden Entwicklung ihrer bisherigen Absatzgebiete zu sichern. Vchreich war in dieser Beziehung der Verlauf der letzten Panik an der new-yorker Börse.

Groß war die Bestürzung in Wallstreet, als eines Mittags der Tod des vierundsechzigjährigen Mr. Flower bekannt wurde. Dieser Herr, Exgouverneur des Staates New-York, Kaufmann und Großspekulant, self-made man, angeblich von Haus aus Schullehrer, war sein ganzes Leben hindurch erfolgreich gewesen und galt der Börse als unbestrittene Autorität. Seit dem Beginn der Expansionspolitik war er nicht müde geworden, den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes zu prophezeien; freilich nicht an der Börse, deren Räume er kaum betreten hat. Vielmehr war es derervielfältigungsapparat der Reporter und Interviewer, der seinen Optimismus in die weitesten Kreise trug; und sobald schwarz auf Weiß irgendwo zu lesen war: „Mr. Flower says“, bildete sich sofort eine spekulative Gefolgschaft, die danach handelte. Auch verstanden zahlreiche Makler und Händler, die für sich selbst spekulirten, lange den Anschein zu erwecken, als ob sie eigentlich nur für Flower kauften. Man wußte eben nicht, daß er an der Firma direkt überhaupt nicht mehr theilhaftig, sondern nur special partner war. Dadurch konnte er fast sein ganzes Vermögen von etwa zehn Millionen Dollars flüssig halten und unabhängig von theuren Geldgebern nach Belieben damit operiren. Er war Unternehmer der Rapid Transit, der Büge, die ohne Aufenthalt zwischen Brooklyn und der Küste fahren, er hatte die Gascompagnien vereinigt und gehörte verschiedenen Ringen an, darunter auch dem Kupfercing. Als der Raftlose nun plötzlich einem Herzschlag erlegen war, hielt man es in New-York für ausgemacht, daß ungeheure Haussepositionen schweben müßten. Zwar ist das Ultimospiegel drüben verboten, aber das Verbot wird bekanntlich durch Bombardirungen im riesigsten Maßstabe beständig umgangen. Sofort büßten gewisse Trust-Certifikate, wie zum Beispiel Rapid, 60 Prozent, Federal Steel bis zu zwölf Prozent, während Eisenbahnshares mit zwei bis drei Prozent Kursverlust davonkamen. Allerdings konnten von jenen 60 Prozent binnen wenigen Stunden etwa 50 Prozent wieder eingeholt werden, nachdem die Firma Flower über das wahre Verhältniß zu ihrem früheren Chef schleunigst volles Licht verbreitet hatte. Aber die Lage war noch immer kritisch, da zu viel von schwachen Händen in Depot gegeben worden war. Zum Glück für die Börse war Flower an einem Sonnabend in das bessere Jenseits hinübergegangen und der Sonntag konnte, statt mit Orgelspiel und Kirchengang, mit Konferenzen über die nothwendige Sanirung gefeiert werden. Und so gut wurden diese vierundzwanzig Stunden ausgenützt, daß am Montag bereits Pools für die größten Summen gebildet

waren, um die sämtlichen Industrie- und Eisenbahnwerthe aufzunehmen. Es genügte, daß diese Beschlüsse der Banken und Versicherungsgesellschaften bekannt wurden, um die Contremine zu Deckungskäufen zu veranlassen, und fielen so überaus zahlreich aus, daß der ganze Plan der Sanirung überflüssig wurde und auf dem Papier stehen blieb. Die Banken, die gegen Garantien Bonds abnehmen wollten, erhielten schließlich bei den gestiegenen Kursen wenig oder nichts; die Versicherungsgesellschaften dagegen verfügen ohnehin über einen enormen Bondsbesitz, die Mutual Life Insurance Co. zum Beispiel, die mit ungefähr zweihundertundfünfzig Millionen Dollars Kapital arbeitet, über sechzig Millionen. Bankiers und Eisenbahnleute, die in diesen Gesellschaften oft ausschlaggebend sind drängen sich in die Aufsichtsräthe, weniger wegen der — übrigens gar nicht zu verachtenden — Tantiemen, sondern, um den Ankauf gewisser Eisenbahnpapiere durchzusetzen, für die sie sich interessieren.

Truht-Zertifikate haben, genau genommen, nur den Charakter gewöhnlicher Aktien; und die amerikanischen Banken, die theils geschriebene, theils stillschweigende Konventionen befolgen, haben diese Werthe noch nie beliehen: nicht einmal die Kupfercertifikate. Doch über diese Dinge war auf dem für die europäischen Wimpel veröffentlichten Prospekt nichts nachzulesen. Wußten John Henry Schröder & Co. nicht, wie gering die amerikanischen Banken die Sicherheit dieser Papiere einschätzen?

Die amerikanische Hochfinanz hat heutzutage viele Eisen im Feuer. Vor Allem werden zahlreiche Konvertirungen von Eisenbahnprioritäten, deren Fälligkeitstermine nah sind, vorbereitet, da Geld zu $2\frac{1}{2}$ Prozent erhältlich ist. Die Chicago-Burlington-Bonds sollen von 6 und 7 Prozent auf 4 und $3\frac{1}{2}$ Prozent herabgesetzt werden. Die siebenprozentigen Denver (freilich nur $6\frac{1}{2}$ Millionen Dollars), die im Jahr 1900 fällig sind, werden sich dann wohl mit $4\frac{1}{2}$ Prozent begnügen. Die siebenprozentigen Cincinnati-Springfield, fällig im Jahre 1901, zahlt Vanderbilt einfach zurück. Interessant ist, daß diese hochverzinslichen Bonds längst nur drüben noch zu finden sind. Die siebenprozentigen Chicago-Burlington-Bonds (etwa 29 Millionen Dollars) notiren 115, da sie für Juli 1903 *al pari* rückzahlbar sind. Die Chicago und Rock-Island, die zuerst von 6 auf 5 und dann auf 4 Prozent reduziert wurden, notiren, trotz Rückzahlung in einigen Jahren, bis 108 Prozent. Das ist ein Satz, der bei uns undenkbar wäre.

Der reiche Vanderbilt konvertirt seine Michigan und Lake-Shore. Er hat die Aktien, die eine Dividende von über 8 Prozent erwarten lassen, angekauft und giebt dafür $3\frac{1}{2}$ prozentige Bonds zu etwa 105 aus, die er langsam zu steigenden Kursen aus seinem Portefeuille verkauft. Die Bahnen dieses Kapitalgewaltigen bestehen zunächst aus der New-York-Central, der einzigen Bahn, die in New-York selbst einmündet, — und zwar in die zweiundzwanzigste Straße der fünften Avenue, das theuerste Quartier der ganzen Stadt. Alle anderen Bahnen haben Föhren zwischen ihrer Kopfstation und New-York. Es handelt sich da um einfache, aber bisher noch unentschiedene Platzfragen und schon Villards Versuche scheiterten an den übertheuren Preisen für Grund und Boden. Ferner besitzt Vanderbilt die Harlem-Linie, die Canada-Southern, die Michigan-Central, die Buffalo-West, die schon erwähnte Michigan und Lake-Shore, die Cincinnati-Springfield, und neben anderen Linien vor Allem die Chicago-Northwestern. Welche in Europa unerhörte Uebermacht eines Privatmannes

in der angeblich freiesten Republik! Der Eisenbahnbedarf der Union wird meist durch Verträge mit den alten Bahnen festgelegt und gedeckt, da neue Linien kaum den nöthigen Kredit genießen. Die außerordentlich großen Lieferungsverträge scheinen im Ganzen mehr Erweiterungen als Verbesserungen der Bahnen zu betreffen. Auch Dampfer für neue Linien nach Ostasien sind in England entstanden worden; vorläufig ist die Subventionfrage aber noch unerledigt. Die Vorgänge auf den Philippinen wirken verzögernd. Immerhin gehen schon jetzt mehr Stapelartikel als früher nach jenen Gegenden. Die Handelsbeziehungen zu Kuba beginnen sich allmählich regulär auszubilden. Neue Firmen etabliren sich und man geht wieder zum Ausbau im Großen über. Für Zucker haben die Amerikaner jetzt auch Mexiko ins Auge gefaßt. So wurde kürzlich für new-yorker Rechnung ein Posten von 100 000 Pfund dreiprozentiger innerer mexikanischer Anleihe bei uns gekauft. Wenn solche Bonds an Landverkäufer in Mexiko *al pari* in Zahlung gegeben werden, so bedeutet Das einen Kursgewinn von etwa 40 Prozent. Die amerikanischen Unternehmer beabsichtigen, Zuckersabriken auf eigenem Grund und Boden zu errichten; und wenn die mexikanische Regierung nicht so ausnehmend selbständig wäre, würden die Yankees schon viel weiter gekommen sein. Porfirio Diaz zieht aber vor, so weit es an ihm liegt, das Land auf sich selbst zu stellen.

Die Aussichten der Getreideernte gelten seit Kurzem als günstiger. Baumwolle dagegen ist enorm gestiegen. Die Farmerbevölkerung ist aber guten Nuthes und im Frohgefühl des Plus von 500 Millionen Dollars, das ihr Weizen und Mais im Jahr 1898 eingetragen haben, lauffüßig und anlagefähig. Ganz neue Kapitalistenkreise sind da entstanden; und wie völlig sich das alte Verhältniß verschoben hat, geht daraus hervor, daß vom Apriltermin — dem größten in amerikanischen Werthen — nur noch ein Zehntel der fälligen Coupons auf Europa entfiel.

Zu dem Fleiß und der Intelligenz der Amerikaner ist nun auch noch das Glück hinzugetreten und damit ist das Volk jenseits des Wassers sich seiner ganzen Macht bewußt geworden, — der Macht und der Möglichkeit, die wirtschaftliche Abhängigkeit von der alten Welt abzuschütteln. Darauf können wir nicht früh genug achten.

Pluto.



Briefkasten.

U. G. in Wien. Ihre Frage, ob Herr Harden von Berlin abwesend sei, müssen wir zu unserem Bedauern mit einem vernehmlichen Ja beantworten. Er hat, zum ersten Male seit sieben Jahren, Varanapolis auf mehr als zwei Tage verlassen. Dagegen haben Ihre Vermuthungen über den jetzigen Ort seines Aufent-

halten Sie in die Irre geführt. Er ist nicht im Haag, um in den Vorzimmern impotenter Diplomaten und schneidiger Staatsrechtslehrer Neuigkeiten zu erschmüßeln oder sich von dem Schwiegervater des Herrn von Rosciolski in die Geheimnisse der Friedensmythologie einführen zu lassen. Er hat auch nicht die Triumphstätte der wiesbadener Schneiderarbeit aufgesucht, die Herrn von Hüllsen, dem läufigen Dyrker, den Ruhm eines Förderers der deutschen Kunst eingetragen hat. Er sitzt nicht in einem stillen Thal bei armen Hirten, um den Gespöntwurf zum Schutz der Arbeitwilligen zu redigiren, — den schemenhaft spukenden Entwurf, der seit dem September 1898 seiner Vollendung „entgegenreist“. Und auch die Annahme ist falsch, er habe einen Dampfer gechartert, um Alfred, den Märtyrer, von der Teufelsinsel heimzuleiten. Von den angeblichen Schrecknissen dieser Insel ist ihm während der letzten Wochen freilich viel erzählt worden: jedesmal, wenn er, psychisch mehr noch als physisch leidend, eigener Qualen Echo in die Wüste schufzte. Dann sagten ihm die Gefährten seines Ungemachtes: Wie schlimm muß es nun aber erst Dreyfus haben! Obs R. G. getrübt hat, wissen wir nicht, glauben aber nach unserer Kenntniß seines Temperamentes, daß er, der schon in Berlin die Dreyfusblöckeri nicht mehr ausstehen konnte, beim Anklingen des widrigen Themas noch mehr gequält haben wird. Sie werden die Antwort nun schon errathen: er ist eingesperrt. Er hat, wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden, einen Offenen Brief an den Kaiser und später, unter dem Eindruck von Bismarcks Tode, eine kleine Dorfgeschichte, „Großvaters Uhr“, geschrieben und durch die „Zukunft“ weiterverbreitet. Gute, in der Furcht des Herrn lebende Patrioten lasen die beiden Artikel, fanden an dem ersten mindestens die Gesinnung loblich und meinten, in dem zweiten könne eine direkte Beziehung auf den Kaiser nur Der wittern, der Gardens politische Anschauung geradezu auf den Kopf stellen wolle. Die erste Strafkammer des Landgerichtes I Berlin aber, die selbe, von deren Vorsitz einst Herr Alexander Schmidt, nachdem er Garden mit ehrenvoller Begründung freigesprochen hatte, entfernt worden war, verurtheilte den Angeklagten und schickte ihn für sechs lange Monate auf die Festung. Unsere Richter haben von der Strafvollstreckung gewöhnlich keine Ahnung und können sich kaum vorstellen, wie eine halbjährige Freiheitsstrafe mit all ihren Begleitererscheinungen auf einen kranken, sensiblen, an freie Bewegung und geistige Anregung gewöhnten Menschen wirkt. Grollen Sie den fünf Herren deshalb nicht allzu sehr! Gardens Adresse ist: Festung Weichselmünde bei Danzig, Fort Quarré, Kammer 26. Sie können ihm schreiben, können ihn, während der Freistunden, wo er seine Zelle verlassen darf, sogar besuchen, wenn Sie die weite Reise nicht scheuen. Auf Wunsch wird er auch während der übrigen Tageszeit — nach acht Uhr abends wird das Thor geschlossen — gern hinter dem Fenster erscheinen und ihnen pantomimisch Klar zu machen versuchen, daß er durch die Segnungen der custodia honesta schon erheblich gebessert und dem im wahrsten Wortsinne politischen Standpunkt des kleinen Journals näher gebracht worden ist.

S. J. in Berlin: Ihren Wunsch, wir möchten die Brochure über die Heimstätten-Aktiengesellschaft dem Herausgeber der „Zukunft“ zu persönlicher Lecture schicken, möchten wir lieber nicht erfüllen. Er hat, wie Sie — und mit Ihnen viele Leser, die in Briefen und auf Karten anfragen — aus der vorstehenden Notiz sehen werden, eine Heimstätte gefunden, in der er sich freilich gar nicht heimisch fühlt, die er einstweilen aber bewohnen muß. Der Anblick Ihrer hübschen Landhäuser mit Schlaf-, Speise-, Arbeit- und Lesezimmer würde dem in einen engen, niedrigen und

kühlen Raum Gesperrten ein Unbehagen bereiten, das uns über den Strafzweck weit hinauszuweisen scheint.

H. D. in München: Ihren Fragezettel haben wir sofort nach Weichselmünde geschickt und pünktlich Antwort erhalten. Womit haben Sie sich beschäftigt? So weit sein Gesundheitszustand und das Milieu es gestatten, mit der „Zukunft“. Außerdem blickt er in einen Festungshof, mordet in seiner Zelle Kelleraffeln, achtet darauf, daß aus den Wallhöhlen nicht Mäuse und Matten hineinspazieren, lauscht dem Gequak der Frösche in den abends alle Wohlgerüche Arabiens entbehrlieh machenden Gräben, verfeinert sein musikalisches Gefühl beim Hören auf die täglichen Uebungen der in Neufahrwasser garnisonirenden Trommler und Pfeifer und giebt sich Mühe, häßliche Regungen des Neides zu unterdrücken, wenn er draußen, jenseits der Festungswälle, freie Menschen vorüberwandeln sieht. Die sogenannten „aktuellen“ Fragen der deutschen Politik interessieren ihn nicht sehr. Seit die vor Samoa erlittene Schlappe, die das deutsche Ansehen in den angelsächsischen Ländern so schwer geschädigt hat, mit Jubelgebrüll aufgenommen ward, ist ja eigentlich auch nichts Betrachtliches mehr geschehen. Soll er der Frage nachsinnen, wie lange Herr Kirchener noch die traurige Rolle des zwischen Vangen und Vangen Zappelnden fortspielen und wann dieser liberale Rümpel sich entschließen wird, endlich von dem Schauplatz abzutreten, auf dem er kaum noch tragikomisch wirkt? Oder soll er sich für das klägliche Intrigenstück erwärmen, das um die Kanalvorlage aufgeführt wird? Auch die — an sich ja nicht uninteressante — Thatsache, daß der Sohn des Reichskanzlers wieder einmal für eine Ausschichterstelle in Aussicht genommen ist, stimmt doch höchstens zu Betrachtungen, die einem Festungstübengefangenen nicht bedenklich sein würden. Wenn Sie haben auf irgend einen nützlichen Keim in der neuesten deutschen Politik hinweisen könnten, wäre er Ihnen sicher sehr dankbar. . . . Schließlich erwähnen Sie auch noch den „Eisenbahn“ und die Kommentare, die von der lieben Presse an die Gestalt eines in diesem „Drama“ auf tretenden Hintertreppenschuftes geknüpft worden sind, und fragen, fast zärend, ob H. D. die Antwort schuldig bleiben werde. Gewiß nicht, wenn eine Antwort nöthig sein sollte. Im Allgemeinen ist er der Ansicht, daß es für ernsthaftere Menschen keine lohnende Aufgabe ist, sich mit dem stümpernden Herrn Joseph Vauff noch fúrberhin zu befassen. Aus dem neuesten, von der halbwegs unabhängigen Kritik mit herbstem Hohn abgelehnten Machwerk dieses Herrn sind vorläufig ja nur ein paar — beinahe parodistisch wirkende — Knallbonbonverse bekannt. Wenn das Buch erschienen ist, werden wir es ihm über die Wälle schicken, — schon weil er über fast völlige Schlaflosigkeit klagt. Daß die Meute besonders laut bellt, seit sie den Verhafteten hinter Mauern und Gräben weiß, darf Sie doch nicht wundern. Und wir können Ihnen die Versicherung geben, daß der Herausgeber der „Zukunft“ seine Ehre nicht mit der Hypothek der Eitelkeit belasten wird, trotzdem ihm der Lohn, den meist nur Größere empfangen, Schimpf und Gefängniß, beschieden ist.

